

6/10



SCHEINE

SCHOLIEN

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 06/2010

Institut für Wertewirtschaft

wertewirtschaft.org

scholien@wertewirtschaft.org

Bedienungsanleitung

Für jene, die solch ein Büchlein zum ersten Mal in Händen halten, erlaube ich mir stets einige Hinweise zum Einstieg und als Willkommensgruß. Scholien sind lose Randnotizen zu schweren Büchern. Während das Buch systematisch zusammenfügt, ist die Notiz beiläufig, stets persönlich, eigentlich intim, verzettelt sich hie und da und wandert doch leichtfüßig über die schwierigsten Inhalte. Der Leser weiß nicht, was ihn erwartet und darf sich überraschen lassen – beim Autor verhält es sich nämlich nicht anders. Bloß ein Motto wähle ich zufällig aus dem Text, als Einladung und Widmung, nicht als Titel. Gelegentlich findet sich eine kleine Hochzahl im Text. Diese Endnoten sind am Ende gesammelt aufgeführt; ein Kurzverweis führt ins Netz, wo dies sinnvoll erscheint.

Die Scholien stehen in einer losen Abfolge. Der treue Leser bemerkt, daß viele Fragen immer wieder auftauchen und sich zahlreiche Bezüge auftun. Obwohl jede Ausgabe für sich gelesen werden kann, stehen doch alle miteinander in Verbindung, aber nicht als direkte, systematische Fortsetzung.

Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, die auch das Lektorat besorgt. Alle verbleibenden Widersprüche

und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themenverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben. Beim mühevollen Erstellen der Exzerpte aus meiner stets vieltausendseitigen Lektüre griffen mir diesmal Oliver Stein, Johannes Leitner und Ralph Janik unter die Arme; Johannes überarbeitete zudem die Endnoten, Barbara Fallmann übernimmt die Abonnentenbetreuung.

Die zahlreichen Zitate sind in der Regel eigene Übersetzungen; das fremdsprachige Original wird zusätzlich angeboten, außer bei Übersetzungen aus dem Englischen. Dies soll etwas der heutigen Dominanz des Englischen entgegenwirken, obwohl ich auch diese Sprache sehr schätze.

Administrative Anfragen bitte an *info@wertewirtschaft.org* senden, inhaltliche Anregungen und Fragen bitte an *scholien@wertewirtschaft.org*. Falls der geschätzte Leser dieses Exemplar zur Ansicht erhalten hat, würde ich mich freuen, ihn auch zukünftig zu meinen Lesern zählen zu dürfen. Ein Abonnement ist auf der Seite *<http://wertewirtschaft.org/scholien/>* zu bestellen. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Falls ein höherer Beitrag möglich ist, nehme ich diesen dankend als Honorar an und fühle mich im wahrsten Wortsinne geehrt.

Wertewirtschaft

Die letzten Scholien haben mich wohl wieder eines Etikettenschwindels verdächtig gemacht. Ich werde manchmal daran erinnert, doch einem Institut für Wertewirtschaft vorzustehen. Da erwarte man sich mit Fug und Recht, mehr zu den drängenden Problemen der Wirtschaft zu erfahren als über ästhetische Luxusprobleme. Dabei folgte ich dem Namensvorschlag meines Kollegen Andreas Pizsa doch ebendeshalb, weil er mir am wenigsten klare Erwartungshaltungen zu wecken schien. Solche errichten nämlich allerlei selbstgebaute Käfige der Zweckmäßigkeit, wie manch Unternehmensgründer leidvoll erfahren muß.

Auch ohne engen Zwecken zu folgen, bleibe ich der Ökonomie treu: Denn Fragen nach den Werten, mit denen wir wirtschaften, liegen eigentlich den meisten gesellschaftlichen Problemstellungen zugrunde. Auch in den letzten Scholien, in denen wieder die Kunst so sehr im Zentrum meiner Aufmerksamkeit stand, drehte es

sich eigentlich um eine zentrale wirtschaftliche Frage, die unausgesprochen blieb. Gewissermaßen handelt es sich dabei um die wertwirtschaftliche Kernfrage. Der Leser erinnere sich an den wiederkehrenden Vergleich zwischen weißer Wand und Ornament. Wo ist der Punkt, an dem man nichts mehr hinzufügen und nichts mehr wegnehmen kann und darf? Der nüchterne Ökonom, der die Realität verstehen will, kann die Frage nicht damit abtun, das sei eben eine Sache des Geschmacks. Denn wir beobachten bei solch ästhetischen Abwägungen keine bloße Zufälligkeit, sondern interessante gesellschaftliche Muster.

Eine für den Ökonomen naheliegende Orientierungshilfe, um diese Frage zu beantworten, ist die Auffassung als Wertproblem: Erhöht das Ornament den Wert der Wand? Sinkt der Wert durch zusätzliche Pinselstriche oder durch retouchierte? Natürlich lassen sich selten Marktpreise für einzelne Striche eruieren. In den Worten Carl Mengers handelt es sich dabei kaum um die „relevante Einheit“.

Bei Graffiti scheint die Sache relativ klar: Es senkt den Wert der Wand um die Kosten ihrer Reinigung. Oder handelt es sich hierbei um den neoklassischen Irrtum, Inkommensurables und Unzählbares in Zahlenwerten gegenzurechnen?

Aus der Sicht der Wiener Schule der Ökonomie wird das Argument ein wenig anders aufgezo-gen: Interessant ist das Faktum, daß Menschen Kosten aufwenden, um Graffiti zu entfernen. Dieses Phänomen bedeutet eben, daß sie die weiße oder graue Wand dem Graffiti vorziehen. Genügt diese Beobachtung schon, um diesem Genre der Wandmalerei Entwertung vorzuwerfen?

Der Einwand, daß dies viele anders sehen würden, ist naheliegend. Fragt man zeitgenössische Studenten, wird womöglich eine Mehrheit das politisch korrekte Ornament vorziehen, so sehr sie auch sonst die Ornamente verachten mögen. Doch solche Wertermittlungen durch Umfragen sind für den guten Ökonomen unerheblich. Das reale Handeln will er zunächst verstehen. Der Wertungsakt, wie wir mit unseren Wänden

real umgehen, ist etwas ganz anderes als unsere Aussagen über irreale, hypothetische oder fremde Wände. Die „Umfrage“ des realistischen Ökonomen sähe eher so aus: Er würde den Studenten daheim besuchen und ihm ein Ökonomen-Graffiti an die Wand sprayen. Angebots- und Nachfragekurven in Pink würden sich etwa eignen; der aufstrebende Ökonom Pete Leeson hat sich solche Kurven tätowieren lassen, wie er mir einmal augenzwinkernd zeigte. (Womöglich soll ihn die Tätowierung an seine Disziplin erinnern, damit ihn seine Interessen nicht allzu weit davon tragen. Schließlich schrieb er ein amüsantes Werk über die Ökonomie der Piraterie.¹⁾)

Der ökonomische Graffiti-Künstler würde sodann die Reaktion des derart Beglückten dokumentieren. Kaum einer wird das Freihand-Sprayen von bloßen Kurven, Linien, Namenszügen als Aufwertung der eigenen vier Wände würdigen. Erst mit etwas mehr Kunstfertigkeit, die sich mittels Schablonen auch einfacher erzielen läßt, schafft man Freude und Freunde dieser Kunst.

Kunstauktionen

In unserer Welt findet sich für fast alles eine Ausnahme. Tatsächlich gibt es moderne Sprüh-Graffiti, die den Wert von Wänden erhöhen. Womöglich wurde solange darüber geredet, daß Graffiti Kunst wären, bis die Menschen anfangen, es zu glauben. Für den Ökonomen gar nicht erstaunlich ist, daß dies eine Weile gedauert hat. Bis sich Gedachtes und Gesagtes ins Handeln und damit in neue Werte übersetzt, braucht es Zeit.

Mittlerweile gibt es Starsprayer, deren Sprühbilder Rekordsummen bei Auktionen erzielen. Einer davon trägt das Pseudonym Banksy. Ein bemerkenswerter und empfehlenswerter Film, der anlässlich der Viennale lief, trat als Portrait des mysteriösen Künstlers an, enthüllte sich letztlich aber als Persiflage auf den Kunstbetrieb: *Exit Through The Gift Shop*. Schon der Titel, der auf museale Vermarktung anspielt, deutet die kritische Stoßrichtung an. Dabei geht es um mehr als eine billige

Kritik an der „Kommerzialisierung“ der Kunst. Neidmotive spielen bei Banksy nämlich keine Rolle, sondern allenfalls ein Unwohlsein darüber, selbst Inbegriff dieser Kommerzialisierung zu sein. Eine Stahlplatte, auf die er die Umrisse eines Mädchens mit einem Astronautenhelm und einem Vögelchen im Arm gesprüht hatte, verkaufte sich für fast 350.000 €.

Ist das wieder jene alchemische Kunst, die ich als Disziplin des Unternehmers pries? Hat der Künstler tatsächlich aus Stahl Gold gemacht? Banksy selbst kokettiert mit dem Zweifel daran. Kurz nach diesem Auktionserfolg sprühte er die Abbildung einer Auktion, bei der ein golden umrahmtes Bild versteigert wird. Das Bild im Bild enthält nichts außer dem schlampig gekritzelten Schriftzug: „Ich kann es nicht fassen, daß ihr Idioten den Scheiß tatsächlich kauft.“

Der erwähnte Film dokumentiert das Entstehen des nächsten Sprühkünstlers. Die Geschichte, die der Film glauben machen will: Ein ziemlich gestörter Franzose läuft jahrelang Graffiti-Künstlern mit der Kamera hin-

terher unter dem Vorwand, einen Dokumentationsfilm über sie zu drehen. Schließlich stellt sich heraus, daß er vollkommen unfähig ist, einen Film aus seinen Aber-tausenden Videobändern zu fertigen, die er ohne jede Ordnung in seiner Wohnung in Schaffeln gebunkert hat. Doch eines hat er dabei kapiert: Wer kein Talent hat, nennt es einfach Kunst. Inspiriert von Banksy investiert er seine privaten Ersparnisse, um eine Ausstellung ins Leben zu rufen. Dafür heuert er Designer und Vermarkter an, mietet eine Lagerhalle und läßt am Fließband Sprühbilder produzieren, die dann per *Photoshop* noch weiter „verkünstelt“ werden. Die Ausstellung wird zum Riesenerfolg, der bescheuerte Franzose gilt nunmehr unter dem Pseudonym „Mr. Brainwash“ als neuer Stern am Künstlerhimmel. Seine sämtlichen Pop-Art-Clichés abgekupferten Bilder erzielen Höchstpreise. Banksy tut so, als wäre ihm das etwas peinlich. Er bemerkt über die Kunstfabrik des vermeintlichen Konkurrenten:

Andy Warhol vervielfältigte Bilder, um zu zeigen, daß sie bedeutungslos sind. Und nun sind sie, dank Mr. Brainwash, tatsächlich bedeutungslos.

Die Figur und die Geschichte scheinen Erfindungen von Banksy zu sein. Die Ausstellung und ihr Erfolg sind jedoch Realität. Den Kunstbetrieb so vorzuführen, das mag man schon wieder als Kunst bezeichnen. Ich halte es für außergewöhnlich klugen Schabernack. So wie ein Hofnarr, der ausnahmsweise gut unterhält, weil er sich darüber lustig macht, wie unlustig er ist. Doch wer macht sich über wen lustig, wenn eine neureiche Dame ein Graffiti um viele zig- bis hunderttausend Euro an die weiße Wand ihres Salons hängt? An welcher Stelle geschah die mysteriöse Wandlung vom Unwert zum kolossalen Mehrwert? Kann man eine Disziplin überhaupt noch ernst nehmen, die so etwas ernst nimmt? Zeigt sich die Ökonomie mitsamt ihrem Wertsubjektivismus damit als vollkommen aussageelos?

Scheingüter

Schon Carl Menger, der sich wie kaum ein anderer darum verdient gemacht hat, den ökonomischen Wertbegriff von falschen Objektivismen zu befreien, quälten einige Vorbehalte. Seine Schüler sollten ihn dereinst für die Vorbehalte rügen, denn sie stellen bemerkenswerte Widersprüche dar. Doch Widersprüche sind manchmal wertvoller als zurechtgefeilte Systematik, wenn sie die Widersprüchlichkeit der Wirklichkeit abbilden. Menger beobachtete folgende „Eigentümlichkeit“, die zu seinen überraschend normativen Vorbehalten führt:

Ein eigenthümliches Verhältniss ist überall dort zu beobachten, wo Dinge, die in keinerlei ursächlichem Zusammenhange mit der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gesetzt werden können, von den Menschen nichts destoweniger als Güter behandelt werden. Dieser Erfolg tritt ein, wenn Dingen irrthümlicherweise Eigenschaften, und somit Wirkungen zugeschrieben werden, die ihnen in Wahrheit nicht zukommen, oder aber menschliche Bedürfnisse irrthümlicherweise vorausgesetzt werden, die in Wahrheit

nicht vorhanden sind. In beiden Fällen liegen demnach unserer Beurtheilung Dinge vor, die zwar nicht in der Wirklichkeit, wohl aber in der Meinung der Menschen in jenem eben dargelegten Verhältnisse stehen, wodurch die Güterqualität der Dinge begründet wird. Zu den Dingen der ersten Art gehören die meisten Schönheitsmittel, die Amulette, die Mehrzahl der Medicamente, welche den Kranken bei tief stehender Cultur, bei rohen Völkern auch noch in der Gegenwart gereicht werden, Wünschelruthen, Liebestränke u. dgl. m., denn alle diese Dinge sind untauglich, diejenigen menschlichen Bedürfnisse, welchen durch dieselben genügt werden soll, in der Wirklichkeit zu befriedigen. Zu den Dingen der zweiten Art gehören Medicamente für Krankheiten, die in Wahrheit gar nicht bestehen, die Geräthschaften, Bildsäulen, Gebäude etc. wie sie von heidnischen Völkern für ihren Götzendienst verwandt werden, Folterwerkzeuge u. dgl. m. Solche Dinge nun, welche ihre Güterqualität lediglich aus eingebildeten Eigenschaften derselben, oder aber aus eingebildeten Bedürfnissen der Menschen herleiten, kann man füglich auch eingebildete Güter nennen.²

Menger bezieht sich hierbei auf Aristoteles, der in seiner Schrift über die Seele den Appetit dem Geist gegenüberstellt. Je nachdem, welchem Beweggrund die Menschen folgen, seien die von ihnen präferierten Güter zu beurteilen:

Nun liegt der Geist immer richtig, doch der Appetit und die Einbildung können auch falsch liegen. Obwohl es stets das Objekt des Appetits ist, das die Bewegung hervorruft, kann dieses Objekt folglich entweder das reale oder das eingebil-dete Gut sein.³

Freilich hat das „Gut“, von dem Aristoteles spricht, wenig mit dem ökonomischen Gut zu tun, das Menger analysiert. Moderne *Austrian Economists* versuchen diese schlampige Lücke in der vermeintlichen Wertneutralität durch die normative Annahme des Individualismus zu stopfen. Wann sind *goods* *bads*? Wenn sie von den handelnden Individuen nicht freiwillig gewählt werden – das ist eine durchaus plausible Antwort, beseitigt die Schlampigkeit aber nicht.

Interessant ist jedenfalls, daß Menger in seiner normativen „Entgleisung“ (wie Ludwig von Mises nicht ganz zu Unrecht klagt) eine ideengeschichtliche Pointe verpackt. Das zugrundeliegende Verständnis des „Guten“ wird bei ihm nämlich auf den Kopf gestellt. Bei Aristoteles und nahezu allen abendländischen Denkern wurden als Scheingüter die materiellen Verlockungen der realen Welt gesehen, während die wahren Güter metaphysischen Charakter hätten und der Ewigkeit gewidmet seien. Bei Menger ist es genau umgekehrt: Er rückt die Religion verdächtig nahe zu den Scheingütern – die wahren Güter hingegen seien praktischer Natur, sie funktionieren, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Menger ist mit diesem Zugang überraschend modern und damit in unserer Postpostmoderne schon wieder Schnee von gestern. Es genügt der Hinweis auf das „wissenschaftlich erwiesene“ Placebo, um seine Argumentation auszuhebeln. Der Glaube, und damit leider auch die Einbildung, versetzt manchmal doch Berge.

Wenn wir bei Menger weiterlesen, wird deutlich, wie veraltet sein Fortschrittsglaube ist:

Je höher die Cultur bei einem Volke steigt, und je tiefer die Menschen das wahre Wesen der Dinge und ihrer eigenen Natur erforschen, um so grösser wird die Zahl der wahren, um so geringer, wie begreiflich, die Zahl der eingebildeten Güter, und es ist kein geringer Beweis für den Zusammenhang zwischen wahrer Erkenntniss, das ist, zwischen Wissen und Wohlfahrt der Menschen, dass erfahrungsmässig bei denjenigen Völkern, welche an wahren Gütern die ärmsten sind, die Zahl der sogenannten eingebildeten Güter die grösste zu sein pflegt.

Dieser Glaube verging dem alten Menger spätestens dann, als er ansehen mußte, wie groteske Einbildungen plötzlich bittere Realität wurden, bequeme Bedürfnisbefriedigung für eine Weile beiseite wischten und Mengers Welt zerstörten. Ludwig von Mises teilte diese bittere Erfahrung und auch den Fortschrittsglauben, der sich nicht enttäuschen lassen wollte, doch das „Bewerten“ war ihm gehörig vergangen. Daher die Kritik am seinem großen Lehrmeister:

Die metaphysischen Systeme der Geschichtsphilosophie maßen sich an, hinter der Erscheinung der Dinge ihr „wahres“ und „eigentliches“, dem profanen Auge verborgenes Sein zu erkennen. Sie trauen sich zu, Zweck und Ziel alles irdischen Treibens, der Menschheit und der Menschheitsgeschichte zu erkennen, sie wollen den „objektiven Sinn“ des Geschehens erfassen, von dem sie behaupten, daß er von dem subjektiven, d. i. von dem von den Handelnden selbst gemeinten Sinn, verschieden sei. Alle Religionssysteme und alle Philosophien der Geschichte verfahren dabei nach denselben Grundsätzen. Der marxistische Sozialismus und die in verschiedenen Spielarten vorgetragenen Lehren des deutschen Nationalsozialismus und der ihm verwandten außerdeutschen Richtungen stimmen ungeachtet der Schärfe, mit der sie sich bekämpfen, im logischen Verfahren überein, und es ist bemerkenswert, daß sie alle auf dieselbe metaphysische Grundlage, nämlich auf Hegels Dialektik, zurückführen. Sie entspricht durchaus dem Grundgedanken des Subjektivismus, wofern man sie dahin auffaßt, daß darüber, was für den Einzelnen Bedürfnis ist oder nicht, eben er selbst entscheidet.⁴

Ich habe schon früher meine Zweifel an Mises' Wertneutralität angeführt. Denn sobald es tatsächlich keine Wertestruktur mehr gibt und die Präferenzen der Menschen keine Muster mehr bilden, also jede Tat und Entscheidung unerklärbar wird, müßte auch der Ökonom sprachlos werden. Ich ziehe ein Beispiel vor, auf das ich später noch näher eingehen werde, um die Problematik zu illustrieren: Auf den etwas schlampigen Vorwurf, das heutige Papiergeld hätte keine reale Deckung mehr, erwidern manche Systemgünstlinge oder nützliche Idioten, Gold wäre nicht viel „realer“. Letztlich hätte doch gerade die Wiener Schule gezeigt, daß jeder Wertungsakt subjektiv wäre. Warum sollte die Präferenz für Gold viel „objektiver“ sein als die für Staatsnoten? Auch Gold könne man nicht essen; es sei vielmehr ein Luxusgut, das gerade deshalb nachgefragt würde, weil es teuer sei. Und es sei teuer, weil es nachgefragt würde. Solche Zirkelschlüsse würden doch stets auf eine Blase hinweisen – die Goldblase!

Bevor wir diese Argumentation klären, nochmals zurück zum zugrundeliegenden Wertproblem. Ludwig von Mises ahnte solche Erklärungsnotstände, wie uns die Anführungszeichen im folgenden Text verraten:

Die letzte Tatsache in der Geschichte wird Individualität genannt. Wenn der Historiker den Punkt erreicht, über den er nicht hinausgehen kann, bezieht er sich auf die Individualität. Er „erklärt“ ein Ereignis – den Ursprung einer Idee oder die Durchführung einer Handlung – indem er es auf das Handeln eines Menschen oder einer Vielzahl von Menschen zurückführt.⁵

Mises' Schüler Friedrich A. von Hayek erfaßt in seinem Buch *Mißbrauch und Verfall der Vernunft*, das ich für sein bestes und wichtigstes Werk halte, das Problem recht gut:

Wenn die sozialen Erscheinungen keine andere Ordnung zeigen würden, als insoferne sie bewusst entworfen wurden, wäre allerdings kein Raum für theoretische Wissenschaften der Gesellschaft und es gäbe, wie oft behauptet wird, nur Probleme der Psychologie. Nur insoweit als Resultat der individuellen Handlungen eine Art Ordnung entsteht, doch

ohne dass sie von irgend einem Individuum geplant ist, erhebt sich ein Problem, das theoretische Erklärung fordert.⁶

Carl Menger war einer der großen Vordenker dieses wichtigen Denkstranges, der ungeplante Muster sucht. Dies war vermutlich der Grund für seine „Entgleisung“. In einer zunehmend verwirrten Zeit staunt der Ökonom darüber, daß allerlei Menschen aus vermeintlichem Eigennutz Unsinn nachfragen. Eben auch jener Unsinn, der die gesellschaftliche Ordnung, die der Ökonom beschreiben will, nach und nach auflöst. Doch Mengers Vorbehalt ist viel zu rationalistisch. Mises kritisiert Menger jedoch für seine Inkonsequenz, nicht für seinen Rationalismus. Darum hat er einerseits vollkommen recht, andererseits geht er am Kern der Problematik vorbei. Hayek sollte diesen Rationalismus letztlich wiederum Mises ankreiden:

Ich glaube, ich kann nun sogar erklären, warum die zugegebenermaßen meisterhafte Kritik des Sozialismus durch Mises nicht wirklich effektiv war. Der Grund liegt darin, daß Mises letztlich selbst ein rationalistischer Utilitarist blieb, und die Ablehnung des Sozialismus ist unvereinbar mit dem

rationalistischen Utilitarismus. Kapitalismus setzt voraus, daß wir neben unserer rationalen Einsicht ein überliefertes moralisches Grundgerüst besitzen, das sich in der Evolution bewährt hat und nicht durch unseren Verstand gestaltet wurde. Wir haben niemals das Privateigentum erfunden, weil wir diese Folgen verstanden, noch haben wir jemals die Familie erfunden. [...] Doch Mises' Postulat – wenn wir streng rational sind und über alle Grundsätze bestimmen, können wir sehen, daß der Sozialismus falsch ist – ist ein Fehler. Wenn wir strenge Rationalisten und Utilitaristen bleiben, bedeutet dies, daß wir alles nach unserem Belieben gestalten können. Mises konnte sich also niemals von dieser grundlegenden Philosophie befreien, in der wir alle aufgewachsen sind, daß der Verstand alles besser tun kann als die bloße Gewohnheit.

Etwas gehässig könnte man Hayek entgegenhalten, er habe sich selbst für die Inkonsequenz entschieden. Womöglich förderte diese Inkonsequenz auch die Zeit des kalten Krieges, in der ein *big tent*-Zugang lebensnotwendig schien. Gemeint ist mit dem Begriff, alle Gegner des Sowjetsozialismus unter einem „großen Zelt“ zu sammeln; dies erklärt auch die affirmative

Verwendung des ideologischen Kampfbegriffs „Kapitalismus“ durch Hayek.

Fassen wir zusammen: Menger bietet eine sehr brauchbare Definition des Gutes an, doch er ahnt, daß allerlei „untaugliche Güter“ nachgefragt werden. Mises zieht die Konsequenz, daß es keinen Sinn mache, manche Güter zu „Scheingütern“ zu erklären, denn das könnte man letztlich von allen Gütern sagen. Wann ist denn ein Gut untauglich? Es geht hier nicht um den einmaligen Irrtum, der schnell korrigiert werden kann. Das Getränk, das man ausprobiert, weil man noch nicht weiß, daß es einem nicht schmecken wird, wäre kein „Scheingut“. Das Wässerchen ohne Wirkstoff, das wiederholt als Heilmittel nachgefragt wird, hingegen nach Menger schon. Hayek ahnt hingegen, daß die Prämisse für den Ökonomen doch sein muß, daß letztlich die Ordnung überwiegt – also Menschen nicht irgendetwas nachfragen, weil sie gerade plötzliche unverständliche Einbildungen haben, sondern weil sie auf der Grundlage einer geteilten Realität wirken.

Den Weg des Subjektivismus gehen Ludwig Lachmann und G.L.S. Shackle zu Ende. Diese letzten Ausläufer der Wiener Schule enden als sprachlose Ökonomen, die nur noch falsche Gewißeiten anzuzweifeln vermögen aber selbst kaum mehr positive Aussagen wagen können. Wenn alle menschlichen Einbildungen gleichwertig sind, gibt es keine erkennbaren Muster mehr.

Realwirtschaft

Was wäre nun eine mögliche Warte, von der aus sich Wertungsmuster kritisch betrachten ließen? Ein altes Vorurteil ist es, daß die „Realwirtschaft“ im Gegensatz zur Scheinwirtschaft an ihrer physischen Grundlage erkennbar wäre. Dieser Zugang entstammt der Schule der Physiokraten, die großartige Ökonomen hervorbrachte. Leider aber eben auch den Irrtum, daß der „Boden“ und alles ihm mit echtem Schweiß Abgerungene ökonomisch „realer“ wäre als unsere nachgelagerten Dienste und Tauschakte. Momentan scheint sich diese Perspektive gerade zu bewahrheiten. Der virtuel-

len Scheinökonomie der Dienstleistungsgesellschaft geht die Luft aus und es drängt zum Physischen. Gold sei dem Boden abgerungen, man könne es angreifen, daher sei es ein „wahrer Wert“, so die Nachkömmlinge des physiokratischen Denkens.

Auch der Boden selbst freilich erscheint da von erstrebenswerter Solidität. Die Nachfrage nach Grundstücken durch Anleger, also jene, die nicht unbedingt vor Ort ein Häuschen aufstellen wollen, nimmt massiv zu. Eine interessante Beobachtung läßt sich aktuell in Deutschland machen: Seit zwei Jahren kaufen die staatlichen Bürokrationen auf Bundesländerebene wie wild Ackerland ein:

Die Länder nutzen dabei ein altes Vorkaufsrecht aus und schlagen damit viele Privatinvestoren aus dem Rennen, die vergeblich versuchen, vor Gericht gegen die ihnen vor der Nase weggeschnappten Landkäufe vorzugehen.⁷

Daß ausgerechnet Steuerempfänger in Sachwerte flüchten, ist schon perfide. Doch was hat es mit diesen

Sachwerten auf sich? Carl Menger warnte einst vor der Konzentration auf das rein Physische:

Die Meinung, daß lediglich die physischen Bedürfnisse Gegenstände unserer Wissenschaft seien, ist irrig, die Auffassung unserer Wissenschaft als einer bloßen Theorie der physischen Wohlfahrt der Menschen unhaltbar. Wir vermöchten, wie wir sehen werden, die Erscheinungen der menschlichen Wirtschaft nur in höchst unvollständiger Weise, zum Teile überhaupt nicht zu erklären, falls wir uns auf die Betrachtung der physischen Bedürfnisse der Menschen beschränken wollten.

Ludwig von Mises ergänzte, daß man ebenso wenig zwischen wahren und eingebildeten Bedürfnissen scheide dürfe wie zwischen physischen und nichtphysischen. Hier liegt der Irrtum des physiokratischen Zugangs: den Menschen auf seine physische Existenz zu reduzieren. Aus dieser Warte ist das Ornament Verschwendung, es ginge bloß um Isolationswerte, Stabilität, niedrige Kosten der Wand. Ein Ziegel wäre dann ein „realerer“ Wert als ein Schmuckstück.

Der wirklich reale Mensch ist jedoch auch ein geistiges Wesen. Seine Einbildungen bestimmen sein Handeln. Menger ist noch ganz aristotelischer Realist, indem er nicht zulassen möchte, daß diese Einbildungen letztlich auch über die Welt bestimmen sollen. Er liegt hierin auch richtig, doch nicht in Hinsicht auf das kurzfristige Handeln der Menschen. Es handelt sich um die feine Nuance, die ich in den letztjährigen Scholien öfters bemühte, indem ich zwischen Wahrheit und Wirklichkeit unterschied. Die Wahrheit besteht vor der Einbildung und Abbildung im menschlichen Geist, des Menschen *Wirklichkeit* ist jedoch stets auch Ausdruck seiner Vorstellungen. Das Wort sagt es ja schon so schön: die *Wirkung* ist keine bloß physikalische Kausalität, sondern zeigt als menschliche Kategorie Finalität. Mises hierzu:

Die Naturwissenschaften sind Kausalitätsforschung; die Wissenschaften vom menschlichen Handeln hingegen teleologisch.⁸

Die Wirkung des Placebos ist eine Funktion unserer „Einbildung“. Unser Wissensstand bestimmt über die Tauglichkeit des physikalisch Untauglichen und negiert die Naturkausalität. Bei den meisten Mitteln, die Menschen für ihre Ziele wählen, wiegt die geistige Dimension schwerer als die physische. Selbst bei den physischsten Bedürfnissen ist dies der Fall, und paradoxerweise hierbei in besonderer Ausprägung.

Weinverkostung

Ein berühmtes Beispiel ist der Wein. Frédéric Brochet, Professor für Weinkunde an der Universität Bordeaux, hat mit seinen hinterhältigen Experimenten Weinkenner und Experten ziemlich verärgert.

Für seinen berühmtesten Versuch liess er 1998 54 Studenten einen Weisswein und einen Rotwein degustieren. Die Studenten sassen in abgetrennten Kabäuschen in einem der grossen Degustationssäle der Universität und machten Notizen. Beim Rotwein schrieben sie Worte wie «dunkel», «tief», «holzig», beim Weisswein «fruchtig», «trocken», «blumig». Brochet hatte ihnen gesagt, er brauche ihre Noti-

zen, um ein neues Degustationsprotokoll auszuarbeiten. Unter dem gleichen Vorwand degustierten sie einige Stunden später erneut einen Weisswein und einen Rotwein. Was die Studenten nicht wussten: Dieses Mal war es ein und derselbe Wein. Brochet hatte den Rotwein hergestellt, indem er den Weisswein aus dem ersten Test mit etwas Lebensmittelfarbstoff E 163 färbte. Die Notizen zeigten, dass kein einziger der Studenten etwas gemerkt hatte. Alle beschrieben den gefärbten Weisswein im klassischen Rotweinvokabular. Die Notizen für den Weisswein waren hingegen fast identisch mit jenen im ersten Versuch, was zeigte, dass die Studenten ihr Handwerk eigentlich verstanden. Wie konnte es dann sein, dass sie auf den plumpen Trick hereinfliegen?

Brochet glaubt, dass die Erwartung, einen Rotwein zu degustieren, auch die Geschmackswahrnehmung in Richtung Rotwein dirigiert. Das ist im Grunde eine sinnvolle Strategie, die sich wahrscheinlich im Laufe der Evolution herausgebildet hat. Um effizient zu arbeiten, bezieht das Gehirn alle Informationen ein, die den Arbeitsaufwand verringern könnten. In diesem Fall hiess eine Information: Im Glas ist Rotwein. Also kann ich mich auf mein Rotweinwissen beschränken. Deshalb wäre weniger Wissen von Vorteil gewe-

sen: Wem die Erfahrung fehlt, dass ein Rotwein «dunkel», «tief» und «holzig» schmecken kann, wird nicht von Anfang an in die falsche Richtung steuern.⁹

Nun wäre es ein großes Mißverständnis, dies so zu deuten, also mache es keinen Unterschied, welchen Wein wir trinken. Wein ist keine bloß chemische Kategorie, sondern als Gut eine praxeologische. Wenn wir der Auffassung sind, einen besonders teuren Wein zu trinken, werden die Genußzentren in unserem Gehirn stärker aktiviert. Das bedeutet allerdings, daß der Wein dann auch besser schmeckt – so objektiv wie Subjekte etwas schmecken können. Freilich muß man kein Snob sein, um solche Wirkungen zu erfahren. Auch die Billigkeit kann in gewissem Kontext unsere Wahrnehmung zum Positiven ändern. Die Freude, ein Gut besonders günstig erhalten zu haben, kann sich positiv auf dessen Geschmack auswirken: So schlecht ist er gar nicht, der Hofer-Wein. Joseph Alois Schumpeter sah als ein Argument zugunsten des Sozialismus, daß die

Identifikation mit dem Produkt zu einer Aufwertung desselben führe:

Sozialistisches Brot mag ihnen besser schmecken als kapitalistisches, allein weil es eben sozialistisches Brot ist, und das wäre wohl auch der Fall, wenn sie darin Mäuse fänden.¹⁰

Ein Teil der „Ostalgie“ mag darin liegen, durch die Austauschbarkeit vielfältigerer Produkte eine Entwertung erfahren zu haben. Wir mögen darüber den Kopf schütteln, es ändert doch nichts an der Wirklichkeit solcher Einbildungen.

Bioschweine

Ob „Bioprodukte“ chemisch anders oder besser sind als Industrieprodukte, ist auch noch alles andere als klar. Ich bin dem Gedanken der naturnah und lokal erzeugten Lebensmittel sehr verbunden. Gerade deshalb möchte ich hier keine Scheuklappen anlegen. Vor längerer Zeit war ich auf einen Bericht eines hessischen Bauern gestoßen, der sehr unangenehme Beobachtungen aufwarf. Er ist ehemaliger Biobauer und geißelt die

Einbildungen in der Bio-Landwirtschaft, er spricht gar von Ideologie. Er hatte seine Schweinehaltung nach Biorichtlinien umgestellt und erschrak ob der Folgen. Er beharrt darauf, nichts falsch gemacht zu haben – bei anderen Biobetrieben sähe es genauso aus. Die Umstellung auf Biofutter führte zu schlechterer Wundheilung, Lahmheit, mehr Totgeburten. Am schlimmsten waren die Folgen von Vergiftungen durch Mutterkorn. Dabei handelt sich um einen Pilz, der auf Getreide wächst. Den Namen hat er daher, einst für Abtreibungen eingesetzt worden zu sein. Die Wirkung ist verheerend: Der Pilz löst die oft tödliche Krankheit Antoniusfeuer aus, die einst ganze Landstriche entvölkerte. Das letzte große Sterben durch Mutterkornvergiftung trat in der Sowjetunion auf. Schon die offiziellen Zahlen sprechen von mehr als 11.000 Erkrankungen im Jahr 1926¹¹. Hier wird deutlich, wie die Wirklichkeit des „sozialistischen Brots“, dessen Lob durch Schumpeter nun zynisch erscheint, die Wahrheit nicht überwinden konnte.

Der erwähnte Bauer erzählt über sein gescheitertes Wirken:

Die schlimmen Folgen der Pilzgiftbelastung zeigten sich wenig später. Bei vielen Ferkeln wurden die Schwänze und die Ohrspitzen schwarz. Als ich mich mit anderen Bioschweinezüchtern traf, berichteten sie ebenfalls von abgestorbenen Ohrspitzen und Schwänzen. Die meisten fanden das nicht sonderlich schlimm. So sei halt die Natur.

Anfangs hatten wir gedacht, wir machen irgendwas falsch und nur wir haben solche Probleme mit unseren Sauen und Ferkeln. Wenn ich die Tiere zum Aufkäufer brachte, schaute ich mir die anderen Bioferkel an. Die sahen oft kümmerlicher aus als unsere. Auch vergleichende Untersuchungen des Landwirtschaftszentrums Haus Düsse bei Soest haben ergeben, dass bei Bioaufzucht mehr Ferkel erdrückt werden, verkümmern und sterben. Biovertreter reden immer viel von „Turboschweinen“ in der modernen Landwirtschaft, deren Muskelberge so unnatürlich wirken. Man muss aber auch mal umgekehrt fragen: Ist es natürlich, dass Bioschweine so oft schwach und krank sind?

In der Zeit, als wir nach Biorichtlinien arbeiteten, stiegen die Tierarztkosten heftig an. Ständig mussten wir Antibio-

tika kaufen, um der grassierenden Infektionen Herr zu werden. Zum Glück blieben wir bei der Stallhaltung und ließen die Schweine nicht raus ins Freie. Denn Schweine, die draußen im Erdreich wühlen, holen sich jeden Tag aufs Neue Spulwurmeier. Die Entwurmung nützt unter dieser Haltungsform gar nichts. Von einem Schlachthofkontrollleur habe ich erfahren, dass man von vier Fünfteln der Bioschweine die Lebern und die Lungen wegwerfen muss, weil sie von Würmern zerfressen sind. Ist das tiergerecht? Es kann doch nicht im Sinne der Tiere sein, wenn sie krank und voller Parasiten sind. Bioschweinehaltung hat nichts mit Tierschutz zu tun, sondern mit ideologischen Richtlinien, die ohne Rücksicht auf Verluste durchgesetzt werden. Hauptsache, die Tiere liegen hübsch im Stroh und fressen nicht das böse Gen-Soja.

Es ging noch eine Weile so, bis eines Tages meine Frau weinend aus dem Stall kam und sagte: „Ich halte das nicht mehr aus.“

Weil die Sauen weniger Milch gaben, kam es bei den Ferkeln zu stärkerer Konkurrenz, also mehr Beißereien. Die Wunden entzündeten sich, einigen der Ferkel faulte das halbe Gesicht weg. Der Tierarzt regte einen Fütterungsver-

such an. Wir gaben also einem Teil der Sauen wieder normales Futter. Und siehe da: Sie bekamen so viele Ferkel wie früher, gesund und proper. Als wir das sahen, war endgültig Schluss mit Bio.

Angeichts der Erfahrungen bezweifle ich, dass Biofleisch gesünder ist. Weil die Tiere viel schlechter ansetzen, müssen sie länger gemästet werden. Das wird von den Bioanhängern als Vorteil gesehen (keine Turbomast). Doch je älter ein Tier wird, desto mehr Giftstoffe lagert es in sein Fettgewebe ein. Und noch etwas: Das Verdauungssystem des Schweins gleicht dem des Menschen. Wenn Schweine Bioernährung so schlecht vertragen, warum sollte sie gesund für Menschen sein?¹²

Einiges irritiert in dem Artikel. Michael Miersch hat ihn aufgezeichnet. Michael habe ich vor vielen Jahren in Südafrika kennengelernt. Sein Gesinnungswandel entspricht dem des zuletzt erwähnten Jan Fleischhauer. Einst links, gut, und öko, war ihm das eines Tages zu langweilig. Der gleichgeschaltete Weltschmerz behagte ihm nicht mehr, er entschloß sich zum Fortschrittsoptimismus. Wir plauderten damals angeregt über die

Chancen des Unternehmertums, überboten uns mit Geschäftsideen. Progressiven mit etwas Hirn muß auffallen, daß das, was heute unter „links“ firmiert, wenig progressiv ist. Doch aus dem Feiern des Fortschritts eine dauerhafte Pose zu machen, ist genauso eine ideologische Einengung wie der unaufrichtige Welt-schmerz, mit dem „Gutmenschen“ ihre unguten Mitmenschen nötigen. Kurz: Die Fortschrittsideologie, die sich im Medienzeitalter oft weltpolitisch gebärdet, ist mir nicht viel lieber. Darum steht für mich Michael Mierschs publizistisches Wirken auch etwas unter Ideologieverdacht.

Den portraitierten Landwirt mußte ein Tierarzt auf das Mutterkornproblem hinweisen, seine Tiere litten an Mangelernährung, weil Biofutter nicht in ausreichender Qualität verfügbar war, das Stroh war schimmelfeuch. Womöglich hatte er eine ungeeignete Zuchtrasse verwendet. Offenkundig mißlang dem Bauern sein Bio-Experiment; vielleicht war er schlicht ungeeignet dazu? Das ist keine Besserwisserei; die Einschränkung

der Landwirtschaft nach bestimmten Richtlinien wird stets eine Erschwerung darstellen. Wenn etwas schwieriger wird, dann kommt es naturgemäß häufiger zum Scheitern. Spricht das aber schon gegen die Schwierigkeit? Tatsache bleibt in jedem Fall, daß „bio“ nicht per se gesünder sein kann, wo doch die meisten und gefährlichsten Krankheiten vollkommen „biologische“ Ursachen haben.

Der Bauer hat nicht Unrecht, daß wir es hier zum Teil mit Einbildungen zu tun haben. Es handelt sich um den Glauben, daß kultische Einschränkungen hinsichtlich unserer Produktion und unseres Umgangs mit Lebensmitteln metaphysische Wirkungen nach sich ziehen. Selbst wenn es sich nicht messen läßt, unterscheiden sich Lebensmittel. Die meisten Religionen kennen das Konzept, das im Islam mit *halal* versus *haram* bezeichnet wird: „metaphysisch sauber“. Ich kann den konkreten Anleitungen zwar nicht viel abgewinnen, teile aber diesen Glauben. Und wenn es nur eine schöne Vorstellung ist, daß es nicht egal ist, wie

wir mit unseren Lebensmitteln umgehen – es wäre doch eine jener „Einbildungen“, die eine schönere und bessere Wirklichkeit hervorbringen und damit wohl auch wahrheitsgemäßer sind.

Allesfresser

Ein moderner Landwirt in den USA, jenem Land, das Vorreiter in Sachen effizienter Landwirtschaft ist, kann heute 140 Menschen ernähren. Das ist natürlich eine wunderbare Entfernung vom früheren Subsistenzniveau. Doch sie hat eine Schattenseite, die nicht nur metaphysisch ist. Michael Pollan dokumentierte diese in seinem empfehlenswerten Buch *The Omnivore's Dilemma*. Er schildert darin, welch unappetitlichen Punkt die Industrialisierung der Landwirtschaft in den USA erreicht hat. In der Tat macht der Umgang vieler US-Amerikaner mit Nahrung auf den europäischen Beobachter einen überaus krankhaften Eindruck. Ich war immer wieder überrascht, was und wie dort gegessen wird. Frittierte *Twinkies* zum Beispiel. Ein *Twinkie* ist

ein vollkommen künstlicher, goldgelber Kuchen, der vor Fett und Zucker trieft und mit Sauce gefüllt ist. Er erinnert an eine Madeleine. Solche „Snacks“ werden allen Ernstes von vielen Amerikanern daheim spaßhalber nochmals in Teig getaucht und in die Friteuse geworfen. Auch Schokoriegel werden manchmal so frittiert. Da erstaunt es nicht, daß viele US-Amerikaner nicht bloß fett sind, sondern eine gänzlich neue Körperform entwickeln. Natürlich kommt es nicht gut, sich als Europäer des Snobismus verdächtig zu machen. Lassen wir daher Pollan sprechen:

Als Kultur scheinen wir einen Punkt erreicht zu haben, an dem alle angeborene Weisheit über das Essen, die wir jemals besessen haben mögen, durch Verwirrung und Unsicherheit ersetzt wurde. [...] Wie sind wir zu dem Punkt gelangt, an dem wir Enthüllungsjournalisten brauchen, die uns sagen, woher unser Essen kommt, und Ernährungswissenschaftler, um unseren Speiseplan festzulegen? Für mich wurde die Absurdität der Situation im Herbst 2002 unausweichlich, als eines der ältesten und ehrwürdigsten Grundnahrungsmittel plötzlich vom amerikanischen Eßtisch ver-

schwand. Ich spreche natürlich von Brot. Praktisch über Nacht änderten Amerikaner ihre Ernährungsgewohnheiten. Ein kollektiver Krampf, der nur als Kohlenhydratphobie bezeichnet werden kann, erfaßte das Land und trat an die Stelle nationaler Fettphobie [...]. Die Bedingungen für ein Umschwenken des Diätpendels waren gegeben, als im Sommer 2002 die New York Times einen Leitartikel mit dem Titel „Was, wenn uns Fett gar nicht fett macht?“ veröffentlichte. Innerhalb von Monaten wurden Supermarktregale umgefüllt und Speisekarten umgeschrieben, um den neuen Ernährungsglauben widerzuspiegeln. Die Unschuld des Steaks wurde wiederhergestellt, während zwei der nahrhaftesten und unumstrittensten Nahrungsmittel – Brot und Nudeln – einen moralischen Makel abbekamen, der sogleich Dutzende Bäckereien und Nudelproduzenten in den Bankrott führte und eine unermessliche Zahl von einwandfreien Speisen ruinierte. Ein so gewaltsamer Wandel der Eßgewohnheiten einer Kultur ist eindeutig das Zeichen einer nationalen Eßstörung. Es wäre wohl niemals in einer Kultur geschehen, die tief verwurzelte Traditionen rund um das Essen hätte. Aber eine solche Kultur würde auch nicht die Notwendigkeit für ihre höchste gesetzgebende Körperschaft sehen, jemals nationale „Ernährungsziele“ zu erörtern oder

alle paar Jahre politische Gefechte über die präzise Gestaltung einer offiziellen Regierungsgrafik mit Namen „Nahrungspyramide“ zu führen. Ein Land mit einer stabilen Ernährungskultur würde nicht am Anfang jedes Jahres Millionen für die Quacksalberei (oder die Gemeinplätze) eines neuen Diätbuchs hinauswerfen. Es wäre nicht empfänglich für die Pendelschläge von Nahrungsmittelskandalen oder Moden, bis hin zur regelmäßigen Vergötzung eines neu entdeckten Nährstoffes und der Dämonisierung eines anderen. [...] Es würde wohl nicht jeden Tag ein Fünftel der Mahlzeiten in Autos einnehmen oder ein Drittel der Kinder in *Fast food*-Lokalen füttern. Und es wäre bestimmt nicht so fett.¹³

Pollan kritisiert, daß die Nahrungsmittelversorgung in den USA nach und nach in Richtung der zentralisierten Massenproduktion von künstlichen Lebensmitteln aus billigem Mais umgestellt wurde. Dies sei kein Marktergebnis gewesen, um bloß Effizienzsteigerungen an den bequemen Konsumenten über niedrige Preise weiterzugeben. Nach dem Zweiten Weltkrieg förderte die Regierung die Umwandlung der Munitionsindustrie hin zur Düngemittelerzeugung und die Umwandlung der

Nervengasforschung hin zur Pestizidentwicklung. Die Regierung begann ebenfalls damit, *cash crops* zu subventionieren und Landwirte aktiv zur Zentralisierung zu drängen. Dies führte zur Überproduktion von hochgezüchtetem Mais aus Monokulturen, der nach Verwertung drängte. Es ist überraschend, in welch großem Ausmaß dieser homogene Billigmais andere Lebensmittel verdrängt hat, denn als Hauptbestandteil einer Reihe künstlicher Zutaten hat er die Supermärkte und *Fast Food*-Lokale erobert. Hier der Maisanteil eines typischen *Fast Food*-Menüs: Cola 100% (!), *Milk Shake* 78%, Salatsauce 65%, *Chicken Nuggets* 56%, *Cheeseburger* 52%, Pommes frites 23%.

Das Dilemma des Allesfressers besteht eben darin, daß er so vieles essen kann, daß ihn die Auswahl überwältigt. Er kann sich nicht allein auf seine Instinkte verlassen. Die Kultur ist eine Stütze dabei, die immensen Informationsmengen zu verarbeiten, die mit Nahrungsentscheidungen verknüpft sind. Ohne kulturelle Basis ist die Überforderung vorprogrammiert. Diese Überfor-

derung wird, so kritisiert Pollan, durch die Nahrungsmittelindustrie noch künstlich verstärkt und ausgenutzt. Er empfiehlt im Gegenzug einen bewußteren, kultivierteren Umgang mit Nahrung, der zwar mühsam sei, aber letztlich lohne:

„Essen ist eine landwirtschaftliche Tat“, so der berühmte Ausspruch von Wendell Berry. Es ist auch eine ökologische und politische Tat. Obwohl viel getan wurde, diese einfache Tatsache zu verschleiern, bestimmt, wie und was wir essen in großem Ausmaß unsere Nutzung der Welt – und was aus ihr wird. Mit einem größeren Bewußtsein darüber zu essen mag wie eine Last erscheinen, doch in Praxis können nur wenige Dinge im Leben so viel Befriedigung verschaffen. Im Vergleich dazu ist das Vergnügen, industriell zu essen, das bedeutet ignorant zu essen, nur ein flüchtiges.

Der Politisierung des Essens, im heutigen Sinne der „Politik“, kann ich freilich wenig abgewinnen. Die „politische“, also zwangsweise Deindustrialisierung der Nahrungsmittelproduktion würde ein Massensterben nach sich ziehen. Zum Glück geht es Pollan dann doch im Wesentlichen um persönliche Entscheidungen hin

zu einer Aufwertung und kulturellen Einbettung des Speisens, die eine größere Vielfalt hervorbringen sollen anstelle der zentralisierten Einfalt.

Rein „objektiv“ betrachtet, ist das massenproduzierte Ei, das per hochskaliertem Transport von der Massenfarm in den Massenmarkt befördert wird, wohl eine recht taugliche Umwandlung von ungenießbaren Kalorien in eßbare. Subjektiv vermag ein Ei aber nicht nur zu nähren, sondern noch Wertvolleres. Nicht nur das Auge, sondern auch die Vorstellung ißt mit. Und auch wenn es bloß die Romantik eines Städters wäre, könnte sie Wirklichkeit beanspruchen. Pollan gerät ins Schwärmen über die Eier der glücklichen Hühner eines beispielhaften Bio-Landwirts. Sie schmecken ihm so „objektiv“ besser, wie Geschmack für ein Subjekt nur sein kann.

Gastronomen

Daß es Objektivität bei so subjektiven Dingen wie Geschmack geben könnte, habe ich schon in den letz-

ten Scholien diskutiert. Auch diese Diskussion, wie wohl scheinbar rein ästhetisch und schöngeistig, war eine inhärent ökonomische. Es handelt sich dabei wiederum um genau jenes wertewirtschaftliche Grundproblem. Die subjektivistische Wertlehre der Wiener Schule wird oft dahingehend mißverstanden, bloß subjektiv zu sein. Tatsächlich geht es dabei um ein objektiveres, wahrheitsgemäßeres Verstehen der Welt. In menschlichen Belangen wäre es gänzlich unobjektiv, dem Subjekt keine zentrale Rolle zuzuweisen.

Im Manifest der Slow Food-Bewegung findet sich folgende Feststellung, die uns in ähnlicher Form schon zuletzt unterkam:

Geschmack ist keine „Geschmackssache“. [...] Aus diesem Grunde „streitet“ Slow Food öffentlich über Geschmack.¹⁴

Slow Food ist ein internationaler Verein, der vom streitbaren Italiener Carlo Petrini begründet wurde. Zunächst handelte es sich um eine Protestplattform gegen die Errichtung einer neuen McDonald's-Filiale in besserer Lage in Rom. Das fremde *Fast Food* wollte er in

ganz Bovéschen Geiste aus den historischen Ecken der ewigen Stadt verdrängen. Zum Glück ließ sich Petrini nicht wie José Bové vor einen ideologischen Karren spannen. Petrini betonte fortan nicht mehr den Kampf, sondern den Genuß. *Fast Food* ist für ihn ein Scheingut, denn es befriedigt letztlich nicht. In Pollans Buch findet sich dieselbe These:

Vielleicht essen wir dieses *food* deshalb so *fast*, weil der Geschmack nicht anzuhalten vermag. Je mehr man sich darauf konzentriert, wie es schmeckt, desto weniger schmeckt es nach irgend etwas. McDonald's serviert eine Art von Bequemlichkeitessen, doch nach einigen Bissen neige ich mehr zum Gedanken, daß sie etwas verkaufen, das schematischer als das ist – etwas, das eher einem Signal für Bequemlichkeitessen entspricht. Daher ißt man mehr und schneller, in der Hoffnung, irgendwie die ursprüngliche Ahnung eines *Cheeseburgers* oder *Pommes Frites* zu erreichen, bevor sie verschwunden ist. Und so geht das Biß für Biß, bis man sich nicht wirklich befriedigt, sondern schlicht – bedauerlicherweise – voll fühlt.¹⁵

Dem halten Carlo Petrini und die *Slow Food*-Bewegung¹⁶ die Einstellung des wahren „Gastronomen“ entgegen, worunter der Feinschmecker verstanden wird, nicht wie im Deutschen üblich der Wirt:

Sono un gastronomo. [...] Mi piace conoscere la storia di un alimento e del luogo da cui proviene, mi piace immaginare le mani di chi l'ha coltivato, trasportato, manipolato, cucinato, prima che mi venisse servito. [...] Mi piacciono i contadini, il loro modo di vivere la terra e di saper apprezzare il buono. Il buono è di tutti; il piacere è di tutti, poiché è nella natura umana. [...]

Ich bin ein Gastronom. [...] Mir bereitet es Freude, die Geschichte einer Speise zu kennen, und des Ortes, woher sie kommt. Mir bereitet es Freude, mir die Hände derer vorzustellen, die das, was mit gerade serviert wird, angebaut, transportiert, verarbeitet und gekocht haben. [...] Mir bereiten die Bauern Freude, ihre Art die Erde zu beleben und das Gute zu schätzen zu wissen. Das Gute ist für alle, die Freude ist für alle, denn es liegt in der menschlichen Natur.

Sono un gastronomo, e se vi viene da sorridere, sappiate che non è semplice esserlo. E' complesso, perché la gastronomia, considerata una Cenerentola nel mondo del sapere, è invece una scienza vera, che può aprire gli occhi. E in questo mondo d'oggi è molto

*difficile mangiare bene, ovvero come la gastronomia comanderebbe. Ma c'è futuro, sempre, se il gastronomo avrà fame di cambiamento.*¹⁷

Ich bin ein Gastronom, und wenn euch ein Lächeln überkommt, wißt, daß es gar nicht einfach ist, ein solcher zu sein. Es ist komplex, denn die Gastronomie, die als Aschenputtel in der Welt des Wissens gilt, ist tatsächlich eine wahre Wissenschaft, die die Augen zu öffnen vermag. Und in der heutigen Welt ist es sehr schwer, gut zu essen, das heißt, wie es die Gastronomie fordert. Aber es gibt immer eine Zukunft, solange der Gastronom einen Hunger nach Veränderung hat.

Auch dieser Zugang ist freilich nicht neu. In der Tat handelt es sich dabei um die ursprüngliche Bedeutung von Gastronomie, wenngleich das Verständnis ein anderes ist. Es ist zwar schon eine Weile her, aber so lange dann doch wieder nicht, als der Begriff geprägt wurde, und zwar mit einer Intention, die überraschend konträr war. Während es Petrini darum geht, der modernen, schnellen, rationalisierten und doch lustreichen Welt Inseln geruhssamerer Lebensfreude entgegenzu-

halten, läutete die ursprüngliche Gastronomie die Moderne in der Küche ein. Eines der üblichen Paradoxa: Der moderne Gastronom ist anti-modern, der historische Gastronom hingegen modern. Witold Rybczynski, der uns durch die letzten Scholien begleitete, berichtet:

Gastronomie – das Wort und die Wissenschaft – war eine Pariser Erfindung; und ihr Erscheinen um das Jahr 1800 ging einher mit einer allgemeinen Wertschätzung der feinen Küche, weitgehend infolge der vorhergehenden Einrichtung und Verbreitung von Restaurants. Kochwerke wie der *Almanach der Gourmands* oder *Geschmacksphysiologie* von Brillat-Savarin waren unersetzliche Werkzeuge der Verbreitung gastronomischen Wissens. Dabei handelte es sich nicht um bloße Kochbücher, die es schon zuvor gab, sondern um Versuche, rational und methodisch an die Essenszubereitung heranzugehen.¹⁸

In diesem Sinne wäre McDonald's der Inbegriff und notwendige Endpunkt der französischen Tradition. Das ist eine unbequeme Erkenntnis, mit der man Bovésche Revolutionäre gut ärgern könnte, die freilich – der treue Leser ahnt es – schon wieder durch und durch reaktio-

när sind. McDonald's – ich werde später noch einmal darauf zurückkommen – ist eines der rationalsten und methodischsten Restaurants, die es gibt. Und darin liegt auch sein Erfolg begründet.

Hierbei handelt es sich um ein schönes Praxisbeispiel für Hayeks These, die in erwähntem Buch *Mißbrauch und Verfall der Vernunft* formuliert wird. Man muß freilich nicht unbedingt ein so scharfes normatives Urteil fällen, man könnte auch schlicht anstelle von Mißbrauch bloß von den paradoxen Wendungen des Rationalismus sprechen, die so gar nicht den Erwartungen der frühen, theoretischen Rationalisten entsprachen.

Vielleicht könnte man von Gastrologie im Gegensatz zur Gastronomie sprechen, auch wenn das freilich schlampig wäre. Erstere rationalisiert Unverstandenes, letztere sucht den Nomos des Geschmacks: Objektivitäten als Anleitung für das handelnde Subjekt. Die modernen Gastronomen nach Petrini sehnen sich nach einem überraationalen, metaphysischen Kontext („la

storia“) ihrer Lebensmittel am Ende der Geschichte („*la fine della storia*“, Francis Fukuyama) und der großen Erzählung („*la grande storia o racconto*“, Jean-François Lyotard). Sie sehnen sich nach Vielfalt. Das ist eine eigentümliche Sehnsucht angesichts der anscheinend endlosen Vielfalt moderner Supermärkte. Hat Pollan recht, daß diese Auswahl überwiegend aus Neuzusammensetzungen und Verpackungen des immer Gleichen besteht? Ich tendiere eher zur Ansicht, daß die Vervielfältigung eine gewisse Entwertung mit sich bringt, es sich also um ein ganz natürliches Luxusphänomen des Überflusses handelt, auch Alternativen zum *Smörgåsbord* der Alternativen zu suchen. Andererseits habe ich doch auch die Ahnung, daß die Moderne nicht durchwegs durch mehr Vielfalt gekennzeichnet ist. Die Konsumauswahl befriedigt mich nicht, darum bin ich selbst extremer Konsumverweigerer. Zwischen Massenprodukt und künstlich überteuertem Premium-Segment ist die Auswahl wirklich dünn.

Auch was die Landwirtschaft betrifft, sind die Klagen unüberhörbar, daß die Vielfalt massiv abgenommen habe. In einem aktuellen Handbuch zum Thema findet sich folgende Diagnose:

Laut Schätzung der FAO sind weltweit seit Beginn des 20. Jahrhunderts 75% der Kulturpflanzen unwiederbringlich verschwunden. Die Gründe dafür waren [...]:

- die Industrialisierung und Spezialisierung der Landwirtschaft
- die Einführung von Hochleistungssorten, viele davon Hybridsorten
- die Abnahme der landwirtschaftlichen Betriebe insgesamt und die Veränderung „traditionell“ wirtschaftender Betriebe, der starke Rückgang der Selbstversorgungswirtschaft
- die Verwendung von Sorten aus professioneller Züchtung statt eigenen Lokalsorten
- die Umwidmung und Zerstörung landwirtschaftlicher Flächen
- Kriege und Hungersnöte¹⁹

Auf aller Welt widmen sich Initiativen der Erhaltung dieser bedrohten Vielfalt. *Slow Food* ist eine davon; in Niederösterreich besteht seit 1990 die *Arche Noah* in Schiltern.²⁰ Dort werden Samen einer beeindruckenden Sortenvielfalt aufbewahrt. Ziel ist es auch, Menschen Lust am Gärtnern und Anpflanzen dieser Vielfalt zu machen. Beim erwähnten Handbuch handelt es sich um ein kürzlich im *loewenzahn*-Verlag erschienenenes Werk, das Andrea Heisteringer in Zusammenarbeit mit der *Arche Noah* zusammenstellte: das *Handbuch Bio-Gemüse – Sortenvielfalt für den eigenen Garten*. Darin findet sich nicht nur eine knappe Einführung ins Gärtnern, sondern auf insgesamt 632 Seiten eine großartige Übersicht über geeignete Sorten mit zahlreichen wichtigen Ratschlägen und schönen Fotos.

Regionalkost

Eine Gegenbewegung zur Zentralisierung der industriellen Landwirtschaft nennt man in den USA die *locavores*: Dahinter steht der Wunsch, sich nach Mög-

lichkeit mit Nahrungsmitteln zu versorgen, die in nächster Nähe angebaut werden und nicht erst um den halben Erdball transportiert werden müssen. Ich bin diesem Trend zugeneigt, weil er ebenso verspricht, einen größeren Bezug zu unseren Lebensmitteln zu ermöglichen und diese dadurch aufzuwerten. Wie schon letzthin bei den Bauten macht sich jedoch auch hier die Klimareligion vorhandene Sehnsüchte zu eigen. Der lokale Konsum sei moralisch geboten, denn Transport erzürne den Klimagott.

In der New York Times fand sich ein Artikel von Stephen Budiansky, der warnte, daß die *local food movement* (Naheßbewegung?) willkürliche Regeln ohne wissenschaftliche Basis aufstelle und zu einem selbstgefälligen Dogma verkomme. Er stellt die durchgeführten Kalküle in Relation:

Eine populäre und oft wiederholte Statistik zeigt, daß es 36 Kalorien (manchmal ist von 97 die Rede) fossiler Energie brauche, um eine Kalorie Eisbergsalat von Kalifornien an die Ostküste zu bringen. Das ist ein Vergleich zwischen

Äpfeln und Birnen [...], denn man kann Benzin nicht essen und Eisbergsalat nicht tanken.

Es ist auch eine fast vollkommene Verzerrung der Wirklichkeit, da diese Zahlen den gesamten Energieaufwand der Salataufzucht vom Samen zum Eßstisch widerspiegeln, nicht nur des Transports. Studien zeigen, daß, egal ob in Kalifornien oder Maine angebaut, egal ob bio oder konventionell, ca. 5000 Kalorien Energie in ein Pfund Salat gehen. Angesichts der Effizienz von Zügen und Sattelschleppern, fügt der Transport durch das Land praktisch nichts zur Gesamtenergiebilanz hinzu. Man braucht ca. einen Eßlöffel Benzin, um ein Pfund Fracht 3000 Meilen mit dem Zug zu befördern, das entspricht 100 Kalorien Energie. Wenn mittels Laster befördert wird, dann sind es etwa 300 Kalorien, noch immer ein zu vernachlässigender Beitrag. Das wahre Energieschwein ist, wie sich herausstellt, nicht die industrielle Landwirtschaft, sondern der Konsument. Die Zubereitung und Lagerung zuhause sind für 32 Prozent des gesamten Energieverbrauchs in unserem Nahrungsmittelsystem verantwortlich, der bei weitem größte Anteil. Ein einzelner 10-Meilen-Ausflug mit dem Auto zum Bioladen oder Bauernmarkt frißt leicht 14.000 Kalorien fossiler Energie. Schon

der Betrieb unseres Kühlschranks verbraucht in einer Woche 9.000 Kalorien, vorausgesetzt es handelt sich um eines der neuesten hocheffizienten Modelle, sonst ist die Zahl noch doppelt so hoch.²¹

Mein Kollege Gregor machte mich auf die Arbeit von Elmar Schlich an der Universität Gießen aufmerksam. Dieser hat zahlreiche Lebensmittel verglichen und kommt zu dem Schluß:

Es besteht kein Anlass, globale oder kontinentale Prozessketten für Lebensmittel wegen der angeblich so hohen Energieumsätze der Transporte anzuprangern. Das Gegenteil ist richtig: lokale oder regionale Prozessketten können fallweise sogar höhere Energieumsätze pro kg Lebensmittel verursachen als kontinentale oder globale Prozessketten, und zwar immer dann, wenn die Produktionsbetriebe in der Region zu klein sind. Globale oder kontinentale Containertransporte per Seeschiff, Binnenschiff, Bahn und LKW benötigen pro kg Lebensmittel nur sehr wenig Endenergie. Flugtransporte, die energetisch sehr aufwändig sind, spielen im Lebensmittelbereich als Massenmarkt eine sehr untergeordnete Rolle. Gleichzeitig ist zu berücksichtigen, dass Deutschland als dicht besiedeltes Industrieland auf interna-

tionale Lebensmitteleinfuhr zur ausreichenden Versorgung der Bevölkerung angewiesen ist.

Die Selbstversorgungsgrade betragen z. B. bei Tafeläpfeln ca. 33 %, bei Wein aus Erzeugerabfüllung ca. 35 % und bei Lammfleisch ca. 60 %. Südfrüchte gibt es in Deutschland überhaupt nicht. Der Mittelwert der Selbstversorgungsgrade aller Obst- und Gemüsearten liegt nur bei knapp 20 %. Weitere Lebensmittel, die eingeführt werden müssen, sind z.B. Reis, Kaffee, Tee, Fische und Meeresfrüchte. Bei Lebensmitteln, die hierzulande erzeugt werden können, treten zudem große saisonale Schwankungen auf. Beispiele hierfür sind Kartoffeln, Getreide, Sommer- und Wintergemüse. Eine ganzjährige hochwertige Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln ist ohne deren Einfuhr nicht möglich.²²

Schlich spricht er von einer *Ecology of Scale*, also ökologischen Skalenerträgen. Je größer der Betrieb, desto energieeffizienter könne dieser produzieren. Das höre ich gar nicht gerne; aber mir bedeutet die Energieeffizienz auch nicht allzu viel.

Freibauer

Michael Pollan bezweifelt, daß dies grundsätzlich so sein muß, und dokumentiert in seinem Buch das faszinierende Beispiel eines Biobetriebes, der durch geniale Abstimmung der Produktion erstaunlich hohe Effizienz aufweist. Der portraitierte Landwirt verzichtet auf jede Bio-Zertifizierung und möchte weder mit der Großindustrie noch mit dem Staat etwas zu tun haben. Er bezeichnet sich als „libertär“. Mit einer Einstellung scheint er der Empfehlung von Wilhelm Röpke recht zu geben, der den Bauern als Inbegriff des freien Menschen pries:

Der unverschuldete Bauer auf ausreichender Bodengrundlage ist der freieste und unabhängigste Mensch in unserer Mitte; weder Nahrung noch Arbeitslosigkeit brauchen ihm Sorgen zu bereiten, und die Unterwerfung unter die Launen der Natur, die er für diejenigen des Marktes und der Konjunkturen eintauscht, ist eine solche, die das Menschentum nicht zu verbittern, sondern vielmehr zu veredeln pflegt. Seine Existenz ist, wie wir die Dinge auch drehen und wen-

den mögen, unter allen die menschlich befriedigendste, reichste und geschlossenste.²³

Schön ist, daß der erwähnte Landwirt offenbar nicht trotz, sondern wegen seiner Prinzipientreue recht erfolgreich ist. Die nötige Intelligenz, um einen Betrieb dieser Art zu führen, ist beachtlich. Der Vater des besagten Landwirts war einer der US-Pioniere der Biolandwirtschaft. Er hatte einst in Venezuela eine Landwirtschaft aufgebaut, in der Hoffnung, dort mehr Freiraum zum Ausprobieren zu finden. Als eine „linke“ Junta an die Macht kam und er sich weigerte, Schutzgeld zu bezahlen, wurde sein Lebenswerk vernichtet. Daß er trotz dieser bitteren Erfahrung in die USA zurückkehrte und dort in hohem Alter noch einmal bei Null begann, hinterließ großen Eindruck auf den Sohn und gab diesem die Kraft, das Unmögliche weiterzuführen. Während allorts Landwirte eingingen oder als Maschinenbetreiber am Subventionstropf endeten, entwickelte sich sein Betrieb zu erstaunlicher Blüte. Die intellektuelle Herausforderung, sich die Genialität der

Natur zu Nutze zu machen, ist beeindruckend. Der Landwirt, der eine bemerkenswert philosophische Ader hat, beklagt den *brain drain* vom Land in die Stadt, der dazu führte, daß Landwirtschaft nun als Domäne der intellektuell Minderbemittelten angesehen würde. Diese Tendenz ist freilich auch alles andere als ein Zufall; es handelt sich um eine Folge des Cantillon-Effekts durch die Inflationierung. Die Industrialisierung der Landwirtschaft ist somit auch eine Folge der Zentralisierung von Kapital und Köpfen in den Städten.

Bio-Industrie

Freilich wurde auch der Trend in Richtung „bio“ von den Städten aus angestoßen, deren reichere Bewohner Nahrungsmittel als Gegenstand der *conspicuous consumption* entdeckten. Unter diesen Begriff faßt der Ökonom John K. Galbraith seine Kritik, daß in einer wohlhabenden Gesellschaft zunehmend aus Statusgründen konsumiert würde. Nunmehr läßt sich mittels Einkauf auch die richtige Ideologie kommunizieren.

Geschickte Unternehmer haben das rasch erkannt und der Masse das geboten, was sie wollte: Wohlfühl-Illusionen.

Pollan portraitiert einen der erfolgreichsten Bio-Unternehmer. Dieses Portrait ist weit weniger schmeichelhaft als das des eben erwähnten widerständigen Landwirts, obwohl die Anfänge recht ähnlich waren. Gene Kahn war ein Hippie und begann mit einer Landwirtschaftskommune. Nach dem *Alar*-Skandal in den frühen 1990ern nahm die Nachfrage nach „bio“ schlagartig zu. Aufgrund der Durchdringung mit Massenmedien begannen sich Fälle plötzlicher Nahrungsmittelpanik zu häufen. Der Politikwissenschaftler Aaron Wildavsky analysierte 1995 in einer nüchternen und sehr faktenreichen Untersuchung eine Reihe von Umweltskandalen, die in den Jahren davor durch die Presse gegangen waren. Er kam zu folgendem Schluß:

Viele, wenn nicht die meisten der jüngsten Umwelt- und Sicherheitsskandale sind falsch, weitgehend falsch oder unbewiesen. Wenn wir nicht wollen, daß Umweltethik durch

falsche Behauptungen auf der Grundlage schlechter Wissenschaft korrumpiert wird, müssen wir Politik und Wissenschaft trennen und dazu zurückkehren, die Wahrheit zu sagen.²⁴

Mit plötzlichen Nachfragehypes, ausgelöst durch die Massenmedien, konnten die kleinen Biobetriebe nicht umgehen. Gene Kahn sah hier die Chance und überschuldete sich, um seinen Betrieb blitzartig auszubauen. Doch Hypes währen nicht lange. Sobald sein Betrieb die nötige Größe hatte, um die Massennachfrage zu befriedigen, brach diese wieder ein. Beinahe verlor er alles, doch da er schon die ersten Kompromisse gemacht hatte, war es nicht weit zu den nächsten. Er suchte die Partnerschaft mit der staatlich subventionierten Großindustrie und begab sich unter das Dach von General Mills, eines der größten Nahrungsmittelkonzerne. Ab da ging es steil nach oben. Pollan berichtet:

Gene Kahn sprach offen und undefensiv über die Kompromisse, die er auf seinem Pfad vom Biobauern zum *agribusinessman* eingegangen war und darüber, „wie sich alles letztlich in den Status quo verwandelt“. [...] Sobald er damit

begonnen hatte, Nahrungsmittel weiterzuverarbeiten, entdeckte er, daß er mehr Geld damit verdienen konnte, die Ernte anderer Bauern aufzukaufen als selbst anzubauen. „Das gesamte Konzept einer ‚Kooperative‘, mit dem wir begonnen hatten, begann nach und nach das System zu imitieren. Wir transportierten Nahrungsmittel mit Lastern durch das gesamte Land – wir waren industrielle Biobauern. Ich begann immer mehr dieser Welt anzugehören [...]“.“²⁵

So spricht der Hippie, für den es sich plötzlich auszahlte, in Lobbying zu investieren. Die offiziellen Biorichtlinien sind mittlerweile lachhaft. Sie sind gleichzeitig viel zu lax und viel zu streng. Das ist die übliche Entwicklung jedes Gesetzes, das als *one size fits all*-Lösung (eine Größe für alle) daherkommt. Die strengen Auflagen, die sich auf kafkaeske Details beziehen, drängen kleinere Anbieter aus dem Markt. Industrialisierte Großbetriebe hingegen, für die es auch kein Problem ist, eine eigene Toilette nur für die Kontrollbeamten zu bauen und zu betreiben, die sonst niemand benutzen darf (das ist im Ernst eine der Auflagen!), können so ziemlich alles als „bio“ vermarkten. Natürlich sind eini-

ge der Einschränkungen noch im ursprünglichen Geiste, wie etwa der Verzicht auf Pestizide. Dieser wird durch schwere Jätmaschinen mit Flammenwerfern ausgeglichen. Doch Kahn ist mit sich im Reinen, denn man müsse pragmatisch sein. Um Teil der Nahrungsmittelindustrie zu werden, mußten zwei der drei ursprünglichen Säulen der Bio-Bewegung aufgegeben werden. Ursprünglich ging es nicht bloß um die Produktion, sondern auch um eine Veränderung von Konsum und Distribution. Die *countercuisine* sollte analog zur *counterculture* den Speiseplan der Menschen ändern hin zu einer bewußteren Ernährung. Anstelle der Supermärkte sollten Kooperativen treten, in denen die Kluft der Anonymität zwischen Konsumenten und Produzenten aufgehoben werden sollte. Kahn zog jedoch die Konsequenz:

Man hat die Wahl, zu jammern oder weiterzugehen. Wir haben es ernsthaft probiert, eine kooperative Gemeinschaft und ein lokales Nahrungsmittelsystem aufzubauen, doch letztlich war es nicht erfolgreich. Es ist eben bloß Essen für die meisten Menschen. Nichts als Essen. Wir können es als

heilig bezeichnen, wir können über die Kommunion sprechen, aber es ist nichts als Essen. [...] Wenn „bio“ nicht hochskaliert, wird es niemals etwas anderes als Yuppie-Nahrung sein.²⁶

Lebensmittelkooperativen

Wie in den 1970ern begünstigt der derzeitige Kriseneindruck wieder das Nachdenken über Systemalternativen. Lebensmittelkooperativen kommen gerade wieder in Mode. Dabei tun freilich alle Beteiligten so, als wäre ihnen etwas revolutionär Neues eingefallen. Ich muß gestehen, daß ich bei einem Vorschlag in den Scholien 03/10, lokalen Lebensmitteleinzelhandel auf Vereinsbasis zu versuchen, auch nicht an die naheliegenden Kooperativen dachte. Wohl, weil ich eher Regulierungsflucht im Sinne hatte. In Wien gibt es bereits zwei solcher Kooperativen²⁷, im deutschsprachigen Raum unzählige. Eine Übersicht bietet die „Foodcoopedia“.²⁸ Eine Initiative in Tirol verbindet den Gedanken der Lebensmittelkooperative mit Autarkie im Sinne einer

„Selbstversorgergemeinschaft“ und bietet Kurse dazu an.²⁹

Leider ist bei den meisten Lebensmittelkooperativen zu viel Ideologie im Spiel. Weil man sich als „links“ wahrnimmt, gibt es regelmäßig ein „Plenum“ für basisdemokratische Übungen. Jeder soll einen Beitrag leisten nach seinen Fähigkeiten. Grundsätzlich sind mir solche Initiativen aber sehr sympathisch, stellen sie doch wunderbar praktische Lebensübungen dar, die unserem akademischen Proletariat sonst abgehen. Hier muß mit knappen Mitteln sorgsam umgegangen werden, die man selbst aufgebracht hat. So resozialisieren sich radikalisierte Sozialwissenschaftler selbst zu braven Buchhaltern, Kaufleuten, Kistenstaplern und Freizeitköchen und kommen sich irrsinnig subversiv dabei vor. Schade finde ich freilich, daß die Kooperativen-Ideologie sinnvolle Lebensentwürfe ausschließt, indem sie Berufungen in basisdemokratisch zuteilbare Aufgaben zerstückt. Gerade das Händlerdasein ist eine so schöne, so wichtige, so wertvolle Berufung!

Die gemeinsame Ideologie diszipliniert die Mitglieder des Kollektivs zwar eine Weile dahingehend, brav ihren Beitrag zu leisten und sich auch mit der undankbarsten Aufgabe zu identifizieren. Doch das ist selten von Dauer. Bald nehmen die Konflikte zu und die Kommunen lösen sich auf, denn sie verfügen – was man ihnen zugute halten muß – selten über die Zwangsmittel, die nötig sind, um einen neuen Menschen hervorzubringen oder zumindest den „alten“ zu entsorgen.

Subversives Geschirrspülen

Ich beschrieb schon in Scholien 08/09 die rührenden Ereignisse rund um die Universitätsbesetzung. Das agierende Kollektiv schuf in der besetzten Uni auch sogleich eine Volksküche, die durchaus eine Alternative zur inzwischen ausgelagerten, also hochkommerziellen Mensa bot. Das Essen war zwar vegan, aber gratis. Aus Solidarität konnte dort jeder mitessen. Ich wollte nicht unsolidarisch sein und probierte es aus. Es war ganz entzückend, wie produktiv die Studentenschar sich da

um mein leibliches Wohl bemühte. In der Mehrzahl radikale Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation standen an den großen Woks des Kollektivs und schmorten Gemüse gegen den Kapitalismus. Eine besonders nette Aktivistin nahm mir nach der Mahlzeit mein Geschirr ab und spülte fleißig. Sie versicherte mir, daß sie das nur heute und nur ganz ausnahmsweise tue, und daß das nicht zur Regel werden dürfe. Ich nickte aus Solidarität und lächelte sie an.

Wer spült in der Kommune das Geschirr? Ist das tatsächlich ein Problem? In vielen studentischen Wohngemeinschaften bleibt das Geschirr lange liegen, obwohl es sich um vergleichsweise winzige Kommunen handelt, die bis auf die gemeinsamen Räume weitgehend privatisiert sind. Die Sehnsucht nach der kooperativen Kommune ist wohl eine Sehnsucht nach Familie. Haben junge Menschen heute tatsächlich den Eindruck, es sei einfacher das „System“ umzukrempeln als eine beständige Familie zu gründen? Die Kommunen-Ideologen übersehen dabei die wichtigste Zutat zur

familiären Harmonie, die sie als Ausweg aus der Schlechtigkeit der Welt ersehen. In jenen wenigen Familien, in denen nicht Konflikte an der Tagesordnung sind, findet sich im Kern heilighaftes Verhalten – genau das, was sich Ideologen vom neuen Menschen erwarten, man sich aber von niemandem erwarten darf. Diese Familienheiligen sind oft die Mütter. Ohne die Liebe von Eltern für ihre Kinder wäre die Familie kaum denkbar. Von allen „solidarisch“ diese Liebe für Fremde einzufordern, ist absurd. Am Ende bleibt nur die Einteilung und Zuteilung von Aufgaben – so wie im Straflager.

Solidarität ist überhaupt nur denkbar, wenn Menschen über Unterschiedliches selbst verfügen. Im Kollektiv kann niemand den anderen einladen. In der „Volksküche“ wird keine Gastfreundschaft gelebt, sondern es werden Rationen ausgeteilt. Dieser Geist ist mir zuwider.

Einmal trat ich deshalb ins Fettnäpfchen. Ich war in eine studentische WG zum Mittagessen eingeladen. Ich

kam etwas später, die Mahlzeiten waren schon zubereitet. Bevor sich die Gruppe auflöste, traten alle in der Küche zum gemeinsamen Spülen an. Ich hatte es jedoch schon eilig und natürlich nicht daran gedacht, schon vorher mein Plansoll abzuarbeiten. Dies wurde mir als extrem unsolidarisches Verhalten ausgelegt. Doch ich hatte schlicht nicht daran gedacht, daß vom Gast solches erwartet wurde. Wenige Tage darauf war ich wieder in einer WG zu Gast und noch von der letzten Erfahrung verunsichert. Nach der Mahlzeit ging ich mit meinem Geschirr brav in die Küche und begann zu spülen. Der Gastgeber erstarrte in Fassungslosigkeit. Es handelte sich um einen Araber, den ich damit schwer beleidigt hatte. Letzere Episode war mir viel peinlicher, weil ich da auch eher der orientalischen Seite zuneige, aber eben kulturell verunsichert war. Das wäre doch schrecklich, wenn sich der Gast nicht mehr verwöhnen ließe und der Gastgeber nichts mehr zu geben vermag, außer Leiter eines kollektiven Koch- und Eßausschusses zu sein – also bloß seine Pflicht erfüllt.

Gemüseguerilla

Wer in der Nahrungsmittelversorgung an die Stelle der Supermärkte das Einteilen und Zuteilen setzen will, macht mir Angst. Kooperativen sind dann sympathisch, wenn sie klein sind und solange sie klein bleiben. Noch sympathischer hingegen ist mir die kleine Gruppe, wenn sie nicht organisiert und ständig koordiniert werden muß. Das tötet Verantwortung, Mut, Kreativität, Intelligenz. Der schlaue Landwirt in Pollans Buch ist ein gutes Beispiel gelungener Kooperation. Er hat die volle und alleinige Verantwortung über seinen Betrieb, den er aufgebaut hat und in dem er ständig lernen muß, ständig etwas ausprobieren muß, ständig Verrücktes zu wagen hat, das auf kein monatliches Plenum warten kann und dort bestehen würde. Im Nachhinein weiß man es besser, im Vorhinein muß man es wagen – darf aber stets nur das wagen, was man verantworten kann, und nicht zu viel. Er lebt seine Berufung und ist in diesem Sinne Spezialist; weil sein Metier aber ein natürliches und kein künstlich konstruiertes ist, bleibt er

vor der Spezialisierung auf wenige stupide Routinetätigkeiten verschont. Manchmal kommt es zu Arbeitsspitzen, dann greift er auf die Kooperation der Nachbarn zurück. Diese ist solidarisch und wird nicht direkt entlohnt. Möglich macht diesen Lebensentwurf eine relativ kleine Gruppe bewußter Konsumenten, die sich nur in einer Sache einig sein müssen: ihrem Vertrauen gegenüber dem Landwirt. Noch treffen wenige eine solche Vertrauensentscheidung bewußt. Der Landwirt wundert sich:

Findest du es nicht seltsam, daß die Menschen mehr Mühe dazu aufwenden, einen Installateur oder Baumeister auszuwählen als die Person, die ihre Lebensmittel produziert?³⁰

Noch sympathischer als Vertriebskooperativen sind mir Produktionskooperativen, sofern sie kleingärtnerisch sind und bleiben. Auf größere Landwirtschaft umgelegt, machen sie mir ebenso Angst, denn da muß ich an das Schicksal von Millionen Hungertoten in der Ukraine denken. Doch das Gärtnern halte ich für eine „demokratische“ Disziplin in dem Sinne, daß sie als Ne-

benbeschäftigung für jedermann empfehlenswert ist. Andrea Heisteringer schreibt im oben empfohlenen Handbuch für Sortenvielfalt im eigenen Garten:

Für mich sind Gärten Freiräume jenseits eines unmittelbaren Verwertungszwanges; Orte, die voller inspirierender Widersprüche und Kontinuen sind. Gärten sind produktiv; das Gärtnern macht den Kopf frei und gibt gleichzeitig Denkanstöße. [...] Gärten sind Experimentierflächen, Versorgungsflächen, Rückzugsflächen – sowohl für Menschen als auch für Pflanzen. Gärten sind nicht nur Orte, an denen Pflanzen Wurzeln schlagen können, für viele Menschen sind Gärten auch jene Freiräume, in denen sie an neuen Orten Wurzeln schlagen können. Viele Gärtnerinnen und Gärtner sind Amateure und dies im positivsten Sinne des Wortes: [...] [sie] lieben, was sie tun.³¹

Mein Ideal einer Stadt weist hinter jedem kleinen Bürgerhäuschen einen kleinen, geschützten Hof-Garten auf. Dieses Lebensmodell findet sich fast überall auf der Welt und die Geschichte hindurch, was dafür spricht, daß es sich anthropologisch bewährt. Ich halte überhaupt nichts davon, wenn jeder einzelne zum autarken

Subsistenzbauern würde. Das wäre das Ende der menschlichen Kultur, geopfert der Bodenkultur. Menschsein ist so viel mehr als Blut und Boden. Doch die Selbstversorgung mit etwas Gemüse und Kräutern hebt die Lebensqualität doch ganz beträchtlich.

Ich sprach von einer „demokratischen“ Eignung. Damit meine ich Tätigkeiten, die der großen Mehrheit der Menschen – möglichst jedem – auch in dilettantischer Form wesensgemäß und zuträglich sind. Hausmusik ist in diesem Sinne „demokratischer“ als das Komponieren, ersteres nimmt keinen Schaden in kollektiv-egalitärer Ausführung, also wenn möglichst alle mitsingen. Gärtnern ist „demokratischer“ als das Führen einer intelligenten Landwirtschaft, die mehr als die daran wirkenden zu ernähren vermag (denn das ist ein kolossales Wunder menschlicher Intelligenz). So verstanden handelt es sich um einen wertneutralen Begriff. „Demokratischere“ Tätigkeiten sind nicht besser oder schlechter. Sie sind bloß besser geeignet für „Kooperativen“, also

das möglichst gleichartige, unhierarchische Zusammenwirken von Menschen.

Gärtnerische Kooperativen in städtischem Umfeld scheinen gerade die Sehnsüchte des Zeitgeists ganz gut zu treffen. Mit Begeisterung ist von subversiven Gemüseguerillas die Rede. Das ist wieder ein typisch urbanes Phänomen: die einfachsten Dinge ideologisch zu unterfüttern und eine große Sache daraus zu machen.

Da finden sich also manchmal wirklich Menschen zusammen, um städtische Gstätten (so nennen wir in Wien ungenützte Grünflächen) zu bebauen. Wo so etwas tatsächlich aus der „echten Initiative echter Menschen“ hervorgeht, bin auch ich recht begeistert davon. Einigen Katalanen scheint das zu gelingen,³² wiewohl es dort auch eine lange Tradition des systemkritischen Kooperativenwesens gibt. In Wien fand ich vorerst in meinem Grätzl nur kleine Flecken in den öffentlichen Hundekotstreifen entlang der Fahrbahn, die von niedrigen Holzzäunen umgeben wurden. Die lokalen „Grünen“ haben dort einige Blümchen ausgesetzt und ein

großes Wahlplakat in die Mitte gestellt, auf dem die Passanten lesen können, daß es sich hierbei um besonders mutiges und subversives *Guerillagardening* handle. Schade um die Idee. Es dauerte nicht lange, bis die Holzzäune umgetreten und die Pflänzchen ruiniert waren. Es ist ja auch lächerlich, wenn eine regierende Fraktion städtischen Boden „kapert“, der vom zuständigen Magistrat ohnehin recht kundig begärtnert wird. Darum sprach ich von „echten Initiativen echter Menschen“, im Gegensatz zu Pseudo-Aktionen von Organisationen mit eigenen Zwecken. Der Kooperativen-Gedanke ist freilich keine Voraussetzung für das städtische Gärtnern. Mein Kollege Eugen erzählt mir, daß er schon Jahrzehnte vor aktuellen Guerilla-Sehnsüchten auf „öffentlichem“ Grund mitten in der Wiener Innenstadt Radieschen pflanzte und erntete. Die Mutter einer guten Bekannten von mir ging sogar soweit, aus einem jener tristen und grauen Wiener Innenhöfe eine kleine Landwirtschaft zu machen mit einer Holzscheune und Beeten. Eine leerstehende Wohnung funktionierte sie

sogar zu einem riesigen Hasengehege um. Gegenüber derart solitären Aktionen hat eine Kooperative freilich den Vorteil, daß es vielleicht mehr Spaß macht, man moralische Rückendeckung genießt und Größeres möglich wird.

Empresas Recuperadas

Wie in Katalonien, gibt es ebenso im Baskenland eine lange Tradition des „Kooperativismus“. Ideologen ist es gelungen, in beiden Territorien dem separatistischen Geist eine „linke“ Deutung zu verpassen. Der spanische Zentralstaat wird dabei als deckungsgleich mit einem zentralisiert-kapitalistischen System interpretiert. Darum floriert die „Systemkritik“.

Manche Kooperativen scheinen sogar wirtschaftlich ganz gut zu gehen. Ein Beispiel ist die baskische Kooperative *Mondragón*, die oft als großartige Systemalternative gepriesen wird. Das Erfolgsrezept ähnelt bei näherem Hinsehen freilich in paradoxer Weise den vielgescholtenen Sachzwängen. Während in den

1980er-Jahren zahlreiche Betriebe der Region in Konkurs gingen, überlebte das syndikalistische *Mondragón*. Rudolf Stumberger berichtet in einem Artikel über das Unternehmen:

Anders als in traditionellen Firmen würden die Kosten der Rezession gerechter auf alle Köpfe im Unternehmen verteilt.³³

Das bedeutet, daß der höhere Identifikationsgrad der Arbeiter es ermöglichte, gemeinsam eine Durststrecke durchzustehen. Haben sich hier die Arbeiter selbst ausgebeutet? Oder der gewählte Betriebsführer die Belegschaft? Ist die Lehre, daß Gewerkschaftsunternehmen dann erfolgreicher sind, wenn und weil sie Lohnkürzungen einfacher durchsetzen können (also ohne Gewaltandrohung der traditionell aggressiven baskischen oder katalanischen Gewerkschaften)?

Ich erinnere mich an den Dokumentationsfilm *The Take* – ein Film von Naomi Klein über die sogenannten *Empresas Recuperadas* in Argentinien.³⁴ Dabei handelt es sich um Betriebe, die nach der Finanzkrise 2001 ge-

schlossen und von der somit arbeitslosen Belegschaft besetzt wurden, um sie in Arbeiterselbstverwaltung weiterzuführen. Dies löste eine Welle der Euphorie in westlichen Intellektuellenkreisen aus: War in Argentinien ein „Sozialismus von unten“ im Entstehen?

Kleins Film widmet sich einzelnen Arbeitern solcher besetzter Unternehmen, insbesondere zwei sympathischen Proponenten: Freddy und Tanty. Freddy war Techniker beim Ersatzteilproduzenten *Forja*, bis dieser schließen mußte, und ist Vater von drei Mädchen. Die plötzliche Arbeitslosigkeit setzt ihn und seine Familie unter großen Druck. Da wird ihm Hoffnung von der „Bewegung für besetzte Unternehmen“ gemacht. Eine Hoffnung, die zunächst enttäuscht wird und offenbar auch niemals Früchte tragen wird.

Tanty ist eine junge Arbeiterin der besetzten und selbstverwalteten Keramikfabrik *Zanon*. Selbstbewußt entscheidet sie sich gegen parteipolitische Verlockungen und ist überzeugte Nichtwählerin. „Unsere Träume sind zu groß für ihre Urnen“ ist ihr Motto. Für ihr Kind, das

sie erwartet, wünscht sie sich ein selbstbestimmtes Leben ohne politische „Führer“. Tanty hat es schwer, sich gegen ihre Mutter zu behaupten, eine fanatische Parteigängerin der Peronisten.

Dem Film gelingt es, den Zuschauer für die Arbeiter und ihre persönlichen Schicksale einzunehmen: Es ist schön anzusehen, wie das große Vorhaben, gemeinsam eine Kooperative erfolgreich zu führen und die eigenen Arbeitsplätze zu erhalten, den Menschen neuen Lebenssinn gibt; das Feuer in ihrem Blick ist ansteckend. Gerne möchte man glauben, daß hier eine neue Form der „Wirtschaft von unten“ entsteht. Wenn nicht der schale Beigeschmack wäre, hier einigen Illusionen und nur oberflächlich übertünchten ethischen Verfehlungen beizuwohnen, die auch angesichts einer korrupten Elite und der Not der Massen kaum zu legitimieren sind.

Bei dem Versuch, sich auf den Film und die Sache der Kooperativenbewegung wohlwollend einzulassen, stört zunächst am allermeisten der verantwortungslos naive Kommentar der Filmemacher: Stets wird dem Pero-

nismus nachgetrauert, jener argentinischen Variante des Faschismus, die mit ihrem Führerkult eine der Wurzeln der argentinischen Malaise ist. Die Argentinien-Krise selbst wird natürlich im Film vollkommen fehlinterpretiert. Kein Wunder, sind ökonomisch fundierte Darstellungen zu den Ereignissen in Argentinien doch eine Seltenheit. Wie leicht tut man sich da mit dem Mantra von der bösen „Globalisierung“. Als ob eine nationalistisch-protektionistische Kapitalsperre die Krise verhindert hätte! Allenfalls das Symptom (Kapitalflucht), keinesfalls die Ursache – und bei der Bekämpfung des Symptoms hätte das Land jede Hoffnung zunichte gemacht, jemals wieder ausländisches Kapital anzuziehen. Was bei Menschen entsetzlich politisch unkorrekt ist, gilt beim Begriff Kapital als selbstverständlich: daß das Adjektiv „ausländisch“ irgendeine prinzipielle minderwertigkeit oder Schädlichkeit ausdrückt. Ohne „ausländisches Kapital“ wäre Argentinien weder zu seinem Landesnamen noch der Ursache desselben gekommen:

dem einstigen Wohlstandsniveau, von dem aus sich der Sturz in den letzten Jahren erst so hart anfühlen konnte. Doch nun zurück zum Film: Vollkommen überrascht war ich damals, bei einer kurzen Recherche über die Wahrnehmung des Filmes in Argentinien auf ein Communiqué der portraitierten Arbeiterbewegung zu stoßen, die den Film und seine Macher verurteilt und sich distanziert – und dies in einer Schärfe, die sogar ich für leicht übertrieben halte. Die *Movimiento Nacional de Fabricas Recuperadas* wirft dabei Naomi Klein vor, die Arbeiterbewegung für die Verbreitung ihrer Ideologie mißbraucht und die Lage in Argentinien vollkommen falsch dargestellt zu haben:

*Lamentamos que se quiera utilizar la recuperación de fábricas para una acción política internacionalista [...] con un claro matiz ideológico marxista y desde esta mirada de materialismo dialéctico, es visto todo este proceso. [...] Por ejemplo a los partidos políticos con ideologías que impulsan el discurso que ustedes mandan a través de este documental [...]; esos partidos no superaron el 2% de los votos a nivel nacional en la última elección.*³⁵

Wir bedauern, daß die Übernahme der Fabriken durch eine internationalistische politische Aktion ausgenutzt wird [...], die eine klare ideologische Tendenz aufweist, die marxistischer Natur ist, und aus deren materialistisch-dialektischen Blickwinkel der gesamte Prozeß betrachtet wird. [...] Sehen wir uns zum Beispiel die politischen Parteien näher an, die die Interpretation befördern, die Sie über diese Dokumentation verbreiten [...]; diese Parteien erreichten nicht mehr als zwei Prozent der Stimmen auf nationaler Ebene bei der letzten Wahl.

Erstaunlicherweise werfen die argentinischen Arbeiter Klein einen marxistischen Tunnelblick vor. Die „Arbeiterselbstverwaltung“ habe nicht funktioniert, die im Film vorgeführte Fabrik *Zanon* sei nicht repräsentativ, sondern eine Ausnahme. Die zweite vorgeführte Fabrik, *Bruckman*, hätte nach kurzer Zeit ihre Strategie vollkommen ändern müssen, nachdem die ursprüngliche Devise „Besetzen, Widerstand leisten, produzieren!“ bloß zu Gewalt geführt habe. Die Arbeiterbewegung geht schließlich sehr hart mit Klein ins Gericht:

no necesitamos que los intelectuales extranjeros nos vengan a decir a quien tenemos que votar ó que debemos hacer ó si lo hicimos mal. [...] El documental tiene graves errores de diagnóstico de la realidad social Argentina.

Wir brauchen keine ausländischen Intellektuellen, die uns vorschreiben wollen, wen wir zu wählen haben, was wir zu tun haben und ob wir es falsch gemacht haben. [...] Die Dokumentation enthält schwerwiegende Fehltritte über die soziale Realität in Argentinien.

Doch folgen wir dem Film noch ein wenig bei seinem selektiven Blick auf die Realität der Betriebe: Freddy ist meist den Tränen nahe. Er gehe nun zwar wieder „zur Arbeit“, doch Arbeit gibt es deshalb noch lange keine. Die Situation ist ihm gegenüber seiner Familie etwas peinlich: Für das „Besetzer spielen“ ohne Verdienstmöglichkeit werden die Ersparnisse nicht lange reichen. Auf einem Treffen der Arbeiterbewegung beschwert er sich, daß sie zwar noch immer keinen Weg gefunden hätten, etwas zu produzieren, doch immer mehr Leute kämen, um als „Teil der Kooperative“ plötzlich einen Arbeitsplatz für sich zu reklamieren. Freddy ist als einer

der wenigen technisch versierten Arbeiter nun „*presidente*“ der besetzten Fabrik, doch muß er seine Zeit meist damit verbringen, andere Kooperativen zu besuchen oder an Sitzungen teilzunehmen. Stets tritt ein Ideologe aus der Hauptstadt hinter ihm her, der ihm Mut macht und ihn laufend daran erinnert, doch etwas „militanter“ zu denken. Die Arbeiterbewegung legt in der oben zitierten Kritik wert auf die Feststellung, daß der im Film gezeigte Ideologe entlassen wurde, weil er versucht hatte, die Fabrik hinter dem Rücken der von ihm „betreuten“ Arbeiter zu verschachern. Welch Ironie! Kein Wunder, daß die Arbeiter auf die gut gekleideten Ideologen mit ihren revolutionären Mantras nicht immer gut zu sprechen sind.

Leider gibt es kaum objektive Analysen zu den *Empresas Recuperadas*, die meiste „Forschungsarbeit“ zum Thema besteht aus ideologischem *wishful thinking*. Selbst Prof. Joachim Becker, ein der „Arbeiter“-Ideologie sehr nahe stehender Intellektueller, der den Weg zur „Solidarökonomie“ predigt, mußte bei einem

Vortrag im Jahr 2005 in Wien, den ich besuchte, zugeben, daß in den Betrieben in „Arbeiterselbstverwaltung“ die Belegschaft im Schnitt auf ein Viertel des früheren Standes reduziert wurde. Wahrer „sozialer Kahlschlag“ also! Die Liste der *Empresas Recuperadas* auf der Website der Bewegung ist kümmerlich und interessanterweise fehlt die im Film dokumentierte *Forja*-Fabrik. Es sah auch im Film nicht so aus, als würde sie in dieser Form jemals zu einer nachhaltigen Wertschöpfung gelangen können.

Das im Film kurz erwähnte Vorzeige-Unternehmen, ein Traktorhersteller, überrascht schließlich durch die fast vollkommene Aufgabe der von den begleitenden Ideologen gepriesenen Strategie: So verabschiedete man sich etwa sehr bald von der Politik, alle gleich zu bezahlen. Ein Schema, das in der gefilmten Textilfabrik funktionieren mag, wo es sich um praktisch identische Arbeitsplätze vor Nähmaschinen handelt, in einer stärker auf Arbeitsteilung basierenden Fabrik jedoch nicht praktikabel sein kann.

Kleine Ausbeuter

Kooperativen sind also keine neue Idee. Gerade im Lebensmittelhandel kann man das Aufkommen, den Hype, die Aufblähung und das Platzen dieser Idee beobachten. Aus Mißtrauen bildeten einst Arbeiter Konsumgenossenschaften, in denen sie ihren Einkauf koordinierten, um sich zu Großhandelspreisen versorgen zu können. Das berühmteste Beispiel für so eine Konsumgenossenschaft ist der österreichische *Konsum*, eine der größten Pleiten der zweiten Republik. Anfangen hatte es genauso idyllisch wie die kleinen Biokooperativen, die in Bobo-Bezirken sprießen. Doch dann kam das große Wachstum und das große Geld. 1995 war Schluß, nachdem Milliarden versenkt worden waren. Zahlen mußten den Schaden die Lieferanten und die Steuerzahler. Der *Konsum* durfte aus politischen Gründen nicht in Konkurs geschickt werden. Denn in einer Genossenschaft haften die Mitglieder mit ihrem Geschäftsanteil. 700.000 Mitglieder gab es zuletzt noch, allesamt brave Wähler der besten Partei. Eigent-

lich hätte jedes Mitglied mit bis zu 900€ gehaftet, womit der Schaden leicht hätte gedeckt werden können. Doch das wollte man dem Wähler nicht zumuten und rief nach dem *bail out*. Der untertänigste Wähler sollte es sich also nicht allzu leicht machen, heute am Stammtisch nur die Banker für den Schlammassel verantwortlich zu machen. Der typische Österreicher hat ja keine Ahnung, wie viele der kurzfristigen Bequemlichkeiten, die er für selbstverständlich hält, nur dank der Scheinwertschöpfung des Bankensystems möglich sind.

Am meisten verdient haben auch in diesem Fall die „Rechts“-Anwälte und „Gutachter“. Schließlich werden deren „Honorare“ nach der Schadenssumme bemessen. Die Prozeßkosten trug freilich die „öffentliche Hand“. Die perversen Anreize sollten offensichtlich sein und erklären wohl, wie es dazu kommt, daß eine so himmelschreiende Ungerechtigkeit im Namen des Rechtsstaates kalmiert wird.

Nun ist es ein beliebtes Argument, daß die Bequemlichkeiten des „kleinen Mannes“ doch in keiner Relati-

on zu denen jener „da oben“ stehen. Was ist schon ein *bail out* von 900€ im Vergleich zu Millionen-Abfertigungen? Da macht man es sich aber viel zu leicht, denn Prinzipien lassen sich nicht in Euro bemessen. Auf eine Millionenzahlung, die einem trotz Fehlleistungen vertraglich zusteht, nicht zu verzichten, halte ich für eine geringere Verfehlung als 100€, für die man haftet, zwangsweise andere bezahlen zu lassen. Freilich, im ersten Fall hat man es wohl mit einem besonders fetten Systemprofiteur zu tun. Aber die vielen kleinen Profiteure brauchen notwendigerweise die großen; und so lange alles gut geht, feiern sie sie auch. Der Scholien-Leser und Unternehmer Georg Greutter klagt in diesem Zusammenhang über die Kriminalisierung von Entscheidungen, die stets mit Risiken einhergehen, als Machtinstrument. Gerichte und Polizei hält er für kein geeignetes Korrektiv für Fehlentscheidungen und mangelnde Transparenz:

Auch habe ich in den Medien in den letzten Monaten nicht von einem inhaftierten Bürger gelesen, der in U-Haft

ist, weil er zu viel Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe/Pflegegeld/Frühpension und dergleichen bezogen hat. (bzw. hier seinen Gesundheitszustand vielleicht schlechter dargestellt hat, als er tatsächlich ist). Es stört mich enorm, wie Ex-Vorstände und Minister vor Gericht gegeneinander auftreten. Wie sehr der Staat (und da weiß ich gar nicht mehr, wer genau das ist) die Rolle des „Guten“ einnimmt. Die Sprache dazu in den Medien – und die daraus entstehende Unsicherheit im täglichen Geschäftsleben ist wahrscheinlich der größte wirtschaftliche Hemmfaktor der Gegenwart. Es ist in Wahrheit immer schwerer herauszufinden, „wer die Guten sind“.

Der große italienische Politologe Gaetano Mosca hilft, das Phänomen der „Ausbeutung“ unabhängig von den erbeuteten Summen zu verstehen:

Parasiten und Ausbeuter gibt es übrigens in allen Schichten, wie es auch auf allen Einkommensstufen Ausgebeutete gibt. Ein Ausbeuter ist jeder, der in Luxus, Spiel und Ausschweifung ein Vermögen vergeudet und dadurch das ererbte Kapital vernichtet, und ein Ausgebeuteter ist jener, der es mit Mühe und ehrlicher Arbeit gesammelt und dabei wenig verbraucht und oft gar keinen Genuß davon gehabt hat. Ein

Ausbeuter ist der Politiker, der die höchsten Stellungen erreicht, indem er die Leichtgläubigkeit und Eitelkeit des Volkes und alle schlechten Eigenschaften und Schwächen von seinesgleichen ausnutzt, und ein Ausgebeuteter ist der Staatsmann, der mehr nach dem wirklichen Vorteil der Beherrschten als nach Wirkung und Beifall trachtet und jederzeit bereit ist, abzutreten, wenn er seine Ziele nicht mehr erreichen kann. [...] Ein Ausbeuter ist der Soldat, der im Augenblick der Gefahr verschwindet, aber wieder lebendig wird, wenn die Orden und Belohnungen verteilt werden, und ein Ausgebeuteter ist sein Kamerad, der Tod und Wunden ins Auge sieht, ohne sein Heldentum zur Schau zu tragen und Vorzugsposten und Lebensrenten zu verlangen. Ausbeuter sind jene faulen, lasterhaften und unehrlichen Land- und Industriearbeiter, die zunächst auf Kosten ihrer arbeitsamen Eltern leben, dann ihre Kollegen ausnutzen, Geld pumpen und mit Geschwätz und schlechten Ratschlägen zahlen, ihren Arbeitgebern für den Lohn schlechte und unfertige Arbeit liefern und zuletzt im Gefängnis als Parasiten der Gesellschaft enden. Ausgebeutete hingegen sind jene Handarbeiter, die ihre Pflicht still und gewissenhaft erfüllen, sich niemals den Unbequemlichkeiten und der Mühe entziehen und die ein hartes Leben ohne Hoffnung

auf Verbesserung ihrer Lage und auf Ersparnisse für das Alter führen. [...] Und ein Ausbeuter ist auch der Gelehrte, dessen Bücher geschrieben sind, um seiner Fakultät zu gefallen, und der Ruhm und Beliebtheit erlangt, indem er der Menge zu Gefallen schreibt und den Leidenschaften des Tages schmeichelt. Aber ein Ausgebeuteter ist jener, der seiner Wahrheitsliebe seinen Erfolg opfert und sich mit einer geringeren Stellung begnügt, die seinen Fähigkeiten und Leistungen nicht entspricht. [...] Es kommt darauf an, sich klarzumachen, daß zwar die Ausgebeuteten der unteren Klassen die Elendesten und Beklagenswertesten sind, daß es aber auch nicht wenig Ausgebeutete in der Mittel- und Oberschicht gibt. Andernfalls gäbe es in diesen Klassen nicht so viel Selbstverleugnung und Pflichtbewußtsein, wie die herrschende Minderheit haben muß, damit das gesellschaftliche Leben funktionieren kann. Gewisse Autoren haben versucht, aus der Geschichte den Beweis zu führen, daß die im Besitz der politischen Macht befindlichen Klassen ihre Stellung stets dazu ausgenutzt haben, um die Arbeiter auszubeuten. Diese Anschauung läßt sich leicht widerlegen. Die Art, wie sie diese Anschauung vortragen, ließe vermuten, daß das menschliche Leben durch viele Jahrhunderte von einem zähen, sich gleichbleibenden Willen

geleitet war, der wußte, was er wollte und die Mittel zum Zweck schlaue bedachte. Es ist, als ob man von einer dauernden dunklen Verschwörung der Reichen gegen die Armen spräche. Höflich gesagt, scheint uns das nichts als eine Form des Verfolgungswahns. Für jede ruhige und unvoreingenommene Betrachtung der Geschichte liegt es auf der Hand, daß gesellschaftliche Vorgänge einerseits durch unbewußte und unberechenbare Leidenschaften, Instinkte und Vorurteile, andererseits durch unmittelbare Interessen und schließlich auch durch den sogenannten Zufall bestimmt werden.³⁶

Der Makel der Kooperative liegt eben darin, daß sie eher ein guter Nährboden für diese Form der Ausbeutung ist als dafür, daß Einzelne darin ihrer Berufung folgen und die nötige Professionalität ausbilden. In Zeiten der künstlichen Spezialisierung ist es wohl verlockend, Aufgaben zu verteilen und sich abzuwechseln. Solange die Wohlstandsillusion besteht, scheint es auch ein guter Tausch zu sein, bloß ein paar Stunden Arbeitsdienst in der Woche für frisches Gemüse abzuleisten. Sobald es enger wird, sind jedoch Tugenden not-

wendig, die sich nicht in Ausschüssen finden, sondern bei Menschen, die das, was sie tun, als persönliche Lebensaufgabe betrachten: Entschlossenheit, Geduld, Mut, Aufopferungsbereitschaft, Hartnäckigkeit, „Verückt-heit“.

Solidarische Ökonomie

Allerlei Systemalternativen, die heute durch die leeren Köpfe spuken, sind nur auf der Grundlage der Wohlstandsillusion denkbar: also der Einbildung, „wir“ wären wohlhabender als es jeder einzelne tatsächlich ist. Im Vergleich zu den virtuellen Geldsummen, die durch die Nachrichten schwirren, wirken die Luxus-Begehrlichkeiten der üblichen „Systemkritiker“ in der Tat verschwindend klein. Angesichts von so und so vielen Fantastilliarden zur Systemstützung sind doch die Milliönchen für das jeweilige Lieblingsthema Kinderlitzchen.

Als eine dieser Pseudoalternativen gilt die Wortzusammensetzung „Solidarische Ökonomie“. Letztes Jahr

fand der erste große Kongreß dazu in Wien statt, bei dem ideologischer Unfug mit Berichten über allerlei interessante praktische Experimente vermengt wurde. Ich spreche da nicht als Verächter der Theorie, aber das Tun ist etwas mehr auf Tuchfühlung mit der Realität als das Denken. Freilich bleibt das Tun beschränkt, fehleranfällig und in der Regel irregeleitet, wenn das Denken fernab der Wahrheit kreist. Aber der Irrläufer läuft eben häufiger gegen echte Wände als der Irrdenker, weshalb sich aus der Erfahrung des ersteren mehr lernen läßt. Freilich ist in Zeiten der Illusionen auch auf die Wände kein Verlaß mehr – papierne Wände da, aufgemalte Durchgänge dort. Die Organisatoren besagten Kongresses berichten ganz rührend von ihrer Erfahrung, die sie leider bestätigt:

Letztlich waren wir durchaus erfolgreich im Aufstellen öffentlicher Gelder. Finanzmittel erhielten wir von insgesamt elf Einrichtungen. Hier können wir sehen, dass auch alternative, systemkritische Projekte in vielfältiger Weise Subventionen erwirken können. Wichtig ist nur eine rechtzeitige und sehr gezielte Einreichung. Und wichtig ist auch,

Kenntnisse und einen Überblick über die Subventionseinrichtungen zu haben.³⁷

Dabei halten sich die Organisatoren noch für besonders „unabhängig“. Denn in ihrem „Vorbereitungssplenium“ hatten sie eigens beschlossen, sehr wählerisch bei Ansprechen von Geldgebern zu sein. Angefragt werden sollte

nur bei Einrichtungen der öffentlichen Hand (Stadt Wien, Bund) und bei Parteien und Verbänden wie Arbeiterkammer, Grüne Bildungswerkstatt, Renner-Institut, nicht aber bei Banken und Versicherungen (Ausnahme Österreichische Beamtenversicherung) [...].

Damit wird deutlich, wie die „Solidarität“ zu verstehen ist: als Anrecht, von anderen finanziert zu werden. Es ist bezeichnend, daß nicht einmal eine so kleine, so verhältnismäßig einfach zu schaffende Sache wie ein Treffen von „Systemkritikern“ solidarökonomisch zu bewältigen war. Es brauchte Geld, noch dazu solches, das seitens des vermeintlich „kapitalistischen“ Staates aus der „kapitalistischen“ Wirtschaft abgeschöpft wur-

de. Nicht ein Plakat wurde solidarökonomisch gedruckt, geschenkökonomisch verfügt, geldlos zugeteilt oder zumindest gegen Arbeitsstunden in Tauschkreisen ertauscht. Ich kritisiere dies unter dem Vorbehalt, sehr wohl zu wissen, wie schwierig die bessere Praxis ist – das Übersetzen des Denkens ins Tun. Das ist nicht Gegenstand meiner Kritik. Doch ich würde mir dann eben auch im Denken ein wenig mehr Bescheidenheit und Nüchternheit erwarten. Wer im Denken vollkommen unduldsam ist, an dessen Tun sind ebenso strenge Maßstäbe zu richten. Man darf nicht einerseits die geldfreie Welt rühmen und andererseits vollkommen gleichgültig gegenüber den praktischen Erfordernissen sein.

Papierne Tauschkreise

Von den erwähnten Tauschkreisen sprach ich schon in früheren Scholien; dabei handelt es sich um die konkretesten Ausformungen von Alternativen zum derzeitigen Geldwesen. Bisher blieben solche Initiativen in der

Regel recht beschränkt, den wenigsten Menschen ist so ein Tauschschein überhaupt schon untergekommen. Staatliche Unterdrückung ist dafür keine hinreichende Begründung, denn noch werden solche Initiativen eher als Liebhaberei ignoriert.

Ein Steirer möchte einen neuen Tauschkreis etablieren und sucht im Internet nach Gleichgesinnten. Er meint, die Lösung zu den Problemen gefunden zu haben, die Tauschkreise klein halten. Nach regem Erfahrungsaustausch mit Initiatoren und Aktiven bestehender Projekte meint er folgende Probleme zu erkennen:

- Ein zu komplizierter Zugang zur Tauschgemeinschaft. Ohne „Mitgliedschaft“ geht überhaupt nichts - das ist hemmend und abschreckend für noch unentschlossene Tauschkreis-Interessenten.
- Zu aufwendige Verwaltungstätigkeiten.
- Fehlen eines unkomplizierten- aber fälschungssicheren „Zahlungsmittels“, das garantiert seinen Wert behält! Die derzeitige Einstiegshürde Nr. 1 ist wohl die dominierende Angst davor, man könnte auf seinen „Waffeln“, „Talenten“ und dergleichen „sitzen bleiben“ ...

- Der oft zu beobachtende übertriebenen Ansporn zum möglichst raschen Verbrauch seiner Guthaben (bis hin zum sanften „Zwang“ bei sonst drohendem Verlust des Guthabens), wirkt wohl auch eher abschreckend als einstiegsfördernd.³⁸

Der Lösungsvorschlag scheint einfach und genial. Der umtriebige Steirer kann nicht verstehen, warum manche aus der Tauschkreisszene so ungehalten darauf reagieren. Er schlägt nämlich vor:

Die Verwendung eines fälschungssicheren „Zahlungsmittels“, am Besten wohl eine „werthaltige“ Münze, die für sich selbst bereits im Materialwert den Gegenwert der damit zu tauschenden Leistung repräsentiert. [...] Damit entfallen ganz automatisch alle Verwaltungstätigkeiten im Zusammenhang mit den im Umlauf befindlichen Guthaben. Jeder Teilnehmer ist selbst Hüter seiner eigenen Guthabenbestände (Münzen). Jeder der solche Münzen besitzt, kann sich damit ja sofort am Tauschhandel beteiligen – indem er einfach irgend eine der angebotenen Leistungen beansprucht und gegen seine Münzen „tauscht“. (Warum sollte er (sie) deshalb unbedingt Mitglied irgend einer Tauschgemeinschaft sein müssen ...?)

Als geeignete Tauschmittel sieht er alte österreichische Silbermünzen vor. Die alte 25-Schilling-Münze würde vom Material her derzeit der Bewertung der meisten Arbeitszeit-Gutscheine anderer Tauschkreise entsprechen.

Die meisten Tauschkreise machen in der Tat einen etwas unbeholfenen Eindruck. Geld wird geschöpft, indem Mitglieder auf Buchungsblättern zinslose Arbeitszeitkredite bekommen. Bei jeder Transaktion sind umständliche Buchungen durchzuführen – ein Aufwand, der bisher dank des Idealismus der Tauschideologen und geringer Mitgliedsbeiträge (paradoxe Weise stets in Euro zu bezahlen!) bewerkstelligt wird. Das ist nur realistisch, solange es nur sehr wenige Tauschakte gibt und sich jeder kennt. Manche versuchen sich daher an fälschungssicheren Tauschscheinen. Mit viel Mühe und Köpfchen ließe sich wohl ein elektronisches Buchungssystem programmieren, bei dem sich die Tauscher mit ihren unsolidarisch erwirtschafteten *Iphones* bebuchen. Solche virtuellen Systeme, ob elektronisch

oder auf Papier, erscheinen den verwirrten Systemkritikern wesentlich solidarischer, denn die Geldschöpfung erfolgt hier wiederum zentral durch das Komitee mit seinem Plenum (auf Russisch sagt man Sowjet dazu). Der steirische Vorschlag, der so einfach und zweckmäßig erscheint, hat den Nachteil, daß dann ein Volksfeind plötzlich mit einem Sack Münzen erscheinen könnte und Zwecke wählt, die den ermächtigten Repräsentanten und Verwaltern des Kollektivs nicht behagen. Die Angst ist groß, daß so ein Tauschkreis durch einen Sack voll Werte korrumpiert würde und anstelle Pflichtübungen solidarischer Kreditschöpfung wirkliche Wertschöpfung passierte. Das Unbehagen ist nachvollziehbar. Die älteren Systemkritiker haben es schlicht schon so oft beobachtet, „wie sich alles letztlich in den Status quo verwandelt“.

Die größte Hemmschwelle zur Ausbreitung von Tauschkreisen ist, wie ich schon einmal ausgeführt habe, der Irrtum, Arbeit als homogenes Gut zu betrachten, dessen Wert durch die aufgewandte Arbeitszeit

bestimmt würde. Daß dieser ideologische Vorbehalt nicht ganz realistisch ist, wird wohl den klügeren Beteiligten bewußt sein, er gilt aber eben als Ideal, das eine bessere Realität hervorbringen soll. Die Arbeitsegalität soll menschlicheres Wirtschaften ermöglichen. Tatsächlich jedoch ist der Gedanke noch unmenschlicher als der Status quo. Während der Status quo die Bewertungen unserer Werke verzerrt, sie durch Scheinwerte untergräbt, sie aussaugt, handelt es sich bei der Arbeitsegalität hingegen um ein Prokrustesbett für unsere Werke. Diese Äquivalenzideologie des Tausches, ein uralter Irrtum, dem auch Aristoteles verfallen war, ist eine wahrlich unmenschliche Aussicht: Sie besagt, daß, egal wie sehr ich mich bemühe, an mir arbeite, meine Werkzeuge verbessere, lerne, nichts jemals den Wert meines Werkes erhöhen kann und darf.

Entgegen aller Beteuerungen entwickeln sich in den Tauschkreisen, wo dies nicht zwangsweise untersagt wird, realistischere Relationen. Die Vorschriften gehen dann oft in die Richtung, nicht mehr als drei „Rech-

nungsstunden“ für eine „Arbeitsstunde“ zu verlangen. Die Erkenntnis, daß die papiernen „Rechnungsstunden“ etwas anderes sind als ursprünglich angenommen, ist schon ein erster Schritt in die richtige Richtung. Für die Ideologen ist es freilich der erste Schritt zum Abtöten der schönen Idee aufgrund der Sachzwänge der Realität.

Goldwert

Endlich sind wir bei der Frage angelangt, die ich so weit oben schon angekündigt habe. Warum sollten die Silbermünzen oder Goldstücke einen höheren Wert haben als Papierscheine, wenn Wert doch in den Augen des Subjektes liegt? Ökonomie wird erst da interessant und komplex, wo wir die autistische Perspektive verlassen und uns in einer Gesellschaft möglicher Tauschpartner vereint sehen. Dadurch erfahren alle Dinge und Leistungen eine unglaubliche Wertsteigerung: Sie haben nicht mehr bloß für uns selbst einen direkten Gebrauchswert, sondern auch einen

Tauschwert, der sich aus dem potentiellen Gebrauch unserer Mitmenschen ergibt.

In unseren massenmedial vernetzten Konsumkollektiven hat dies freilich einen bitteren Beigeschmack, den Carl Menger schon erahnte: Den höchsten Tauschwert hätte so nämlich jeweils die Sache, nach der der gleichgeschaltete Volksgeist gerade begehrt, weil es sich um einen angesagt „Hype“ handelt. Doch dem ist nicht so: Es ist praxeologisch nicht plausibel, daß sich aus diesem Grunde hipper Quatsch als „marktgängigstes Gut“ und damit als Geld durchsetzen würde. Der Begriff von der Marktgängigkeit scheint dies nämlich zu suggerieren: Geld wäre dann eigentlich immer Vertrauenssache, und es wäre unerheblich, ob die Menschen nun Goldstückchen oder Papierfetzen am ehesten nachfragen; mit ein wenig „viralem Marketing“ ließe sich das ohnehin steuern.

Diese Argumentation übersieht, daß die indirekte Nachfrage nach dem Tauschwert stets längerfristigen Charakter hat: Der momentane Gebrauchswert ist

weniger relevant als die Beständigkeit der Bewertung. Ludwig von Mises hält dies mit Rückgriff auf Menger in seiner epochalen *Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel* fest:

Auch die Funktionen des Geldes als Wertträger durch Zeit und Raum lassen sich ohne weiteres auf die Tauschmittelfunktion zurückführen. Menger hat darauf aufmerksam gemacht, daß die besondere Eignung eines Gutes zur Thesaurierung und, als Folge hiervon, seine verbreitete Verwendung für diesen Zweck eine der wichtigsten Ursachen seiner gesteigerten Marktgängigkeit und somit seiner Eignung zum Tauschmittel gewesen sei. Sobald die Übung, ein bestimmtes wirtschaftliches Gut als Tauschmittel zu verwenden, allgemein geworden war, erscheint es dann am zweckmäßigsten, dieses Gut und kein anderes zu thesaurieren.³⁹

Gerade der Charakter eines momentanen Modegutes beeinträchtigt die Wertaufbewahrungsfunktion, denn Moden sind in einer Massengesellschaft kurzlebig. Je größer der Hype, desto tiefer potentiell der Fall. Was heute alle haben wollen, könnte morgen keinen Men-

schen mehr interessieren. Heiße Kartoffeln mögen zwar munden, man reicht sie aber schnell weiter.

Es geht also um die Frage, welche Güter dauerhafter von Wert sind. Diese Güter werden sich unabhängig von Moden einer höheren Marktgängigkeit erfreuen: Unsere Tauschpartner nehmen sie an, auch wenn sie diese nicht unmittelbar selbst gebrauchen können. Sie vermuten, für diese Güter noch hinreichend lange Nachfrager finden zu können, die ihnen das bieten werden, was sie selbst im jeweiligen Moment besser gebrauchen können.

Hier gewinnt die Betrachtung eine gewisse Objektivität, nämlich eine kulturhistorische. Mises tat Menger also ein wenig Unrecht, nicht zumindest die Intention seines Lehrers erkannt und gewürdigt zu haben. Menger war ein großer Ethnologe, der nur deshalb als solcher keine Geltung mehr erlangen konnte, weil er sein Schaffen allzu früh einstellte. Der Skandal eines unehe-lichen Sohnes und sein zunehmender Pessimismus über den Lauf der Welt vereitelten sein Wirken im Alter.

Die Scheingüter, von denen Menger sprach, haben den Charakter momentanen subjektiven Gebrauchswertes, doch die Zweifel von Kundigen über ihre Tauglichkeit legen es nahe, daß ihr Gebrauchswert womöglich plötzlich gegen null fallen könnte: sobald die Subjekte dazulernen. Es gibt also Güter, von deren Tauglichkeit viele Subjekte momentan felsenfest überzeugt sind, sich aber täuschen.

Menger griff allerdings bei seinen Beispielen daneben. Er glaubte, daß man bei Gütern besonders aufpassen sollte, deren Tauglichkeit nicht wissenschaftlich erwiesen ist. Dahinter scheint mir eine zu enge, materialistische Auffassung des Menschen zu stehen. Ich würde eher dem aristotelischen Zugang folgen. Aristoteles würde als Scheingüter vielmehr jene ansehen, die Zielen dienen, die mit der menschlichen Natur nicht gut harmonieren, oder deren besonders bequeme und rasch wirksame Tauglichkeit als Mittel zum kurzfristigen Zufriedensein mit Scheinzielen führt. Die aristotelische Perspektive ist die teleologische.

Sobald sich ein Gut als allgemein akzeptiertes Tauschmittel durchsetzt, läuft es sofort Gefahr, zum Scheingut im aristotelischen Sinne zu werden. Denn als universelles Tauschmittel hat es eine so bequeme Tauglichkeit, daß sich diese von den Zielen emanzipiert. Es kommt zur Chrematistik, um mit Aristoteles zu sprechen, zur Nachfrage des Mittels als Selbstzweck, wobei die eigentlichen Ziele zurücktreten. Das ist auch die Essenz der Bibelgeschichte vom goldenen Kalb: Was Mittel der Anbetung war, wird zum Ziel der Anbetung.

Sobald Gold als Mittel stärkere Begehrlichkeiten weckte als die Ziele, zu deren Zwecke einst das goldene Mittel gewählt wurde, war die Demonetisierung des Goldes vorgezeichnet. Denn die subjektiv hochbewertete Tauglichkeit richtete sich nun auf die Möglichkeit, ein Maximum solcher Tauschmittel anzuhäufen. Und zu diesem Selbstzweck gibt es viel tauglichere Mittel als das knappe, in der Förderung kostspielige Gold. Das gepanschte Gold war tauglicher als das ungepanschte, denn es spülte mehr vermeintliche Wertträger in die

Tauschmitteltresore der Chrematistiker. Das papierne Gold hingegen war in dieser Hinsicht noch tauglicher als das gepanschte. Genauso – mit der Effizienzsteigerung wurde die Einführung des Papiergeldes argumentiert. Effizienz bedeutet größere Tauglichkeit als Mittel, tritt als Effizienzfetisch jedoch anstelle der eigentlich verfolgten Ziele. Effizienz ist nur da ein Wert, wo Wertvolles effizienter erreicht wird.

Welche Güter werden sich als illusionär herausstellen? Welche hingegen werden von bleibendem Wert sein, auch wenn eine größere Umwertung auftritt? Da liegen die Physiokraten nicht so falsch, zunächst die physiologische Bedingtheit des Menschen zu betrachten. Die obige Frage läßt sich nur mit einer weiteren Frage „beantworten“: Was ist der Mensch? Gibt es Werte, die uns eingeprägt sind und wiederkehren, auch nachdem sie lange verschüttet blieben?

Die Reduktion auf die Physiologie ist hier irreführend. Tatsächlich läßt sich zum Beispiel beobachten, daß in Gesellschaften, die näher am Subsistenzniveau liegen,

die Bereitschaft für Bildungsausgaben relativ hoch ist (gemessen am Einkommensanteil), während in Gesellschaften weit weg vom Subsistenzniveau die Bereitschaft größer ist, für Ernährung tiefer in die Tasche zu greifen. Ein Bio-Markt mit kontextualisierten, hochwertigen Lebensmitteln ist ein Phänomen wohlhabender Überflußgesellschaften, während in bitterarmen afrikanischen Slums Privatschulen besonders hohe Renditen erzielen. In unserer Überflußgesellschaft hingegen wird Bildung als möglichst „kostenlos“ zuzuteilendes „Recht“ betrachtet. Die nominelle Betrachtung führt hier viele in die Irre, entscheidend sind stets die realen Tauschverhältnisse innerhalb eines Marktes.

Wenn man Gold rein materialistisch und „wissenschaftlich“ betrachtet, ist es weniger überzeugend. Die Fortschrittlichen von anno dazumal neigten mehrheitlich zur Ansicht, es handle sich bei Gold um ein „barbarisches Relikt“ (so Keynes). Wenn wir noch ein wenig weiter zurückgehen, sehen wir, wie das Gold das noch

altmodischere Silber verdrängte. Insbesondere Großhändler hatten auf die größere Tauglichkeit gedrängt.

Gold und Silber wurden nicht als Tauschmittel eingesetzt, weil jemand ihre Tauglichkeit dafür „wissenschaftlich“ ermittelt hatte. Es handelt sich um beständig nachgefragte Güter, deren physische Eigenschaften zusätzlich für die Tauschmittelfunktion sehr günstig sind. Doch warum sind diese „barbarischen“ Metalle so beständig nachgefragt? Warum haben an nahezu allen Orten und zu nahezu allen Zeiten die Menschen die ungeheure Mühe auf sich genommen, diese Metalle aus der Erde zu lösen?

Ich meine, sie treffen einen metaphysischen Nerv. Das Sonnen- und das Mondmetall ist mit seinem jeweils goldenen und silbernen Schimmer von kraftvoller Schönheit. Im Gegensatz zur kraftvollen Schönheit der Natur, der echten Sonne über den Bergen, dem echten Mond über dem Meer, läßt sich diese Schönheit in menschliche Formen gießen. Der fortschrittliche Geist mag die Ornamente für ein primitives Lallen halten.

Die Neigung des Menschen, sich und seine Wirkstätten und Mittel zu schmücken, seine Wirklichkeit durch Schönheit wahrhaftiger zu machen, halte ich für eine Ausprägung der menschlichen Natur, die sich unterdrücken, aber nicht abtöten läßt. Selbst wenn wir eines Tages als Spezies nochmals von Null beginnen müßten, würden uns Ziele wie diese antreiben, Werte in unsere Welt zu bringen.

Wären Gold und Silber billiger, das heißt, müßten wir weniger andere Güter dafür aufgeben, böten sie sich als Mittel an für Zwecke, die heute den meisten unerreichbar sind. Und diese neue Nachfrage würde wiederum den Preis stabilisieren. Solange sich Menschen auf dieser Welt die Unschuld bewahrt haben, das Schöne dem Häßlichen vorzuziehen, werden bestimmte Güter niemals wertlos werden. Kaum ein Material läßt sich besser in schöne Form bringen als diese beiden. Hinzu kommen eine Fülle physischer Eigenschaften wie die besondere Leitfähigkeit und Korrosionsbeständigkeit von Gold und die antibakterielle Wirkung von Silber

(darum macht man daraus Geschirr und Besteck) – doch ich halte diese Aspekte für zweitrangig. Entscheidend ist die extreme Dauerhaftigkeit des Materials verbunden mit der Tauglichkeit für der menschlichen Natur dauerhaft erstrebenswerte Ziele.

Unternehmerkünstler

Ich hoffe, nun wird deutlich, von welcher ökonomischer Wichtigkeit die schöngeistigen Betrachtungen in den letzten Scholien waren – auch wenn der geschätzte Leser zu anderen Schlüssen kommen mag. Die alchemische Kunst des guten Unternehmers, Wertvolleres aus weniger Wertvollem hervorzubringen ist der Funktion des wahren Künstlers nahe verwandt.

Nicolas G. Hayek, der kürzlich verstorbene Präsident der Swatch-Group, bestätigte dies. In einem Interview antwortete er auf die Frage, warum er als nüchterner und knallharter Geschäftsmann so viel übrig habe für so Romantisches wie Kunst:

Junge Dame, ich habe eine große Bitte: Nennen Sie mich nie mehr Geschäftsmann oder knallhart – das sind zwei Attribute, die gar nicht zu mir passen. Schon das Wort Geschäftsmann lässt meine Haare zu Berge stehen. Ich bin Unternehmer und Künstler in Gedanken. [...] Jeder echte Unternehmer ist ein Künstler. [...] Ich möchte jungen Menschen die Botschaft vermitteln, dass Unternehmertum etwas Kreatives ist [...]. Das ist kein knallhartes Paff-Paff. Unternehmertum ist nicht für Harvard-Absolventen und Philosophen reserviert. Die meisten glauben noch immer, dass es nur darauf ankommt, bis Ende des Jahres möglichst viel Geld zu verdienen. Aber wenn Sie einen Esel an die Musikhochschule in Salzburg schicken, machen Sie keinen Mozart aus ihm. Und wenn Sie ein Kamel nach Harvard schicken, wird aus ihm noch lange kein Henry Ford. [...] Wenn Sie erfolgreich sein wollen, müssen Sie sich aber vor allem die Fantasie eines Sechsjährigen bewahren. Ich habe, seit ich jung war, immer nur gehört, was alles nicht geht. Man muss die Gesellschaft aber hinterfragen, sie provozieren, und das habe ich mein Leben lang getan. Ich bin bis heute ein Rebell geblieben.⁴⁰

Wenn es keine Objektivitäten im Subjektiven gäbe, keine menschliche Natur, keine Schönheit, keine Wahrheit, dann wären der Unternehmer und der Künstler nichts als Täuscher. In unserer Wirklichkeit realer, fehlbarer Menschen wird es immer Täuschungen geben. Doch können sie für immer Bestand haben? Sollen wir in unserem Leben auf die Karte der Täuschung oder die der Ent-Täuschung setzen?

Irrtumszyklen

Scheingüter in diesem Sinne zeigen einen interessanten Wellencharakter: Ihre vermeintliche, plötzlich bewußte, besonders bequeme und rasche Tauglichkeit führt zu anfänglicher Euphorie. Doch die Tauglichkeit hat einen flüchtigen Charakter: Die Euphorie wird immer atemloser, steigert sich zur Panik, die verheißenen Tauglichkeiten bloß nicht zu versäumen. Sodann stellt sich heraus, daß sich die besonders taugliche Wirksamkeit auf untaugliche Ziele bezog. Pseudo-Ziele, bei denen es sich um schnelle Substitute für das eigentlich Wertvolle

handelt. Die Ent-Täuschung wird langsam spürbar. Man will es nicht wahrhaben, versucht zu ignorieren und zu verdrängen. Die Zweifel nehmen zu und steigern sich wiederum zur Panik. Niemand will der letzte Dumme sein. Dieser Illusionszyklus – der Leser hat es schon erkannt – spiegelt den Konjunkturzyklus im Kleinen wieder.

Mein Kollege Guido Hülsmann hat in seinem wegweisenden Artikel *A General Theory of Error Cycles* das Problem des Konjunkturzyklus anhand von Illusionen dargelegt:

Jede Konjunkturzyklustheorie ist im Wesentlichen eine Theorie des Irrtums. Ihr Ziel ist, das Wiederkehren jenes Phänomens zu erklären, das wir Krise nennen; das bedeutet eine Situation, in der das gleichzeitige wirtschaftliche Scheitern vieler Menschen offensichtlich wird. Daher muß die Konjunkturzyklustheorie nicht nur das Auftreten von Irrtum erklären, sondern auch die Wiederkehr von *Clustern* des Irrtums.⁴¹

Guido erklärt also den Konjunkturzyklus in der Tat aus Scheingütern. Dabei kritisiert er die Theorie von Lud-

wig von Mises, der davon ausgeht, daß Inflation zur Verzerrung führt, die die Unternehmer in die Irre führt. Doch erfolgreiche Unternehmer, so argumentiert Guido, zeichnen sich gerade dadurch aus, Veränderungen antizipieren zu können. Auch Inflation läßt sich antizipieren, so wie jede andere Preis- und Wertänderung. Guido schließt, daß die Essenz des Konjunkturzyklus sein muß, das Ausmaß der Veränderung nicht zu erkennen – weil man darüber getäuscht wird. Er verwendet gar das harte Wort vom Betrug:

Wir sind hier mit einer zweiten Art von Konjunkturzyklus konfrontiert. Die erste Art, die die traditionelle Misesianische oder Österreichische Konjunkturzyklustheorie umfaßt, entspricht der Beobachtung des Hausverstandes, daß glatter Betrug letztlich entdeckt werden muß. Die zweite Art hingegen legt einen Schluß nahe, den wir aus der Analyse des Sozialismus kennen, nämlich, daß ungerechte Institutionen nicht ewig bestehen können. Aufgrund der Logik des Handelns selbst müssen sie entweder wachsen und die Gesellschaft zerstören oder in einer krisenartigen Situation zerstört werden.

Die Ent-Täuschung erfolgt niemals sofort, sondern zeigt eben jenes typische Zyklenverhalten, das im Kleinen bei Scheingütern und im Großen bei Scheininstitutionen auftritt:

Es tritt stets eine Verzögerung auf zwischen einer Fehlentscheidung und der Entdeckung, daß sie falsch war. Zum Zeitpunkt der Entscheidung ist man sich niemals seiner Irrtümer bewußt, sonst hätte man diese Handlung ja gar nicht gesetzt. Die nötige Zeitspanne zwischen einem Irrtum und seiner Aufdeckung impliziert einen Irrtumszyklus mit allen bekannten Eigenschaften der Konjunkturzyklustheorie. Im Wesentlichen können zwei Phasen unterschieden werden. Am Beginn der ersten Phase wird der Irrtum begangen. Während dieser Irrtumsphase glaubt der handelnde Mensch, wichtigere Ziele erreichen zu können als tatsächlich in seiner Fähigkeit liegt (in der Konjunkturzyklustheorie wird diese Phase etwas irreführend als „Boom“ bezeichnet). Je länger die Irrtumsphase, desto mehr Investitionsentscheidungen werden auf der Grundlage der irrigen Annahmen getroffen. Die „Krise“ markiert den Zeitpunkt, zu dem die Irrtümer aufgedeckt werden. Dann beginnt die zweite Phase, eine Phase der Er-Nüchterung. In der Krise entdeckt

der handelnde Mensch das Ausmaß des in der Vergangenheit angerichteten Schadens. Er gewinnt nüchterne Einsichten über die realen Möglichkeit, die sich ihm nun bieten. Seine Handlungen werden wieder auf eine vernünftige Grundlage gestellt – bis der nächste Irrtum geschieht.

Unternehmerillusionen

Ohne Irrtümer gäbe es gar kein Unternehmertum; darauf verweist insbesondere der schon in früheren Scholien zitierte Israel M. Kirzner. Er sieht die Unternehmer als Irrtumsaufdecker. Guidos Betonung scheint eher in die Richtung des Unternehmers als Getäuschten zu gehen. Das erinnert an die nüchterne Betrachtung von Scott A. Shane aus den Scholien 07/09, der von der „Illusion des Unternehmertums“ spricht. Nach Shane ist der durchschnittliche Unternehmer sogar überdurchschnittlich täuschungsanfällig: der typische Unternehmer sein ein „überoptimistischer Narr“.⁴²

Michael E. Gerber spricht vom *E-Myth*, dem Unternehmer-Mythus. Der Untertitel seines Buches verspricht die Antwort auf die Frage *Warum die meisten*

Unternehmensgründungen scheitern und was man dagegen tun kann. Seine Beschreibung einer typischen Unternehmerlaufbahn erinnert an obige Zyklen. Am Anfang stünde die Euphorie, die er „*Entrepreneurial Seizure*“ nennt – den „unternehmerischen Anfall“:

Der Techniker, der an einem unternehmerischen Anfall leidet, nimmt die Arbeit, die er liebt, und macht daraus einen Job. Die Arbeit, die aus Liebe geboren wurde, wird zu einer unangenehmen Pflicht innerhalb eines Wirrwarrs anderer ungeahnter und noch unangenehmerer Pflichten. Anstatt die Besonderheit zu bewahren, die die spezifische Fertigkeit des Technikers widerspiegelt und auf deren Grundlage er das Unternehmen gründete, wird die Arbeit trivialisiert, etwas, das man erledigen muß, um Raum für alles andere zu schaffen, das zu tun ist. [...] Er erkennt etwas, das er all diese Jahre vermieden hatte. Er steht der unvermeidbaren Wahrheit gegenüber: Er besitzt kein Unternehmen, er besitzt einen Job! Noch dazu ist es der schlimmste Job in der Welt. Man kann nicht zusperren, wann man will, denn man bekommt nicht bezahlt, wenn geschlossen ist. Man kann nicht weggehen, wann man will, denn wenn man weggeht, ist niemand da, um die Arbeit zu erledigen. Man kann es

nicht verkaufen, wann man möchte, denn wer will schon einen Job kaufen?⁴³

Gerber meint, daß Unternehmensgründer an dem Problem leiden, eigentlich drei Funktion in einer Person erfüllen zu müssen: Unternehmer, Manager und Techniker. Was er den Techniker nennt, ist die Arbeitskraft, deren spezifische Fertigkeit oder Problemlösungsfähigkeit den Anstoß zur Unternehmensgründung gibt. Diese drei Funktionen kämen sich in der Person des Gründers laufend in die Quere. Dabei hält es Gerber für gefährlich, wenn sich letztlich der Techniker durchsetzt, was aber am häufigsten geschieht. Die Essenz eines erfolgreichen Unternehmens läge nämlich in dessen Prozessen, die sich von den ausführenden Personen trennen lassen müssen. Im Alltag sei dann immer so viel zu tun (das heißt der Techniker arbeitet brav vor sich hin), daß keine Muße bleibt, eine Vision zu entwickeln und den Überblick über das große Ganze zu bewahren. Dem erfolgreichen Unternehmer gelänge es hingegen, durch stete Reflexion von sich selbst zu abs-

trahieren. Für Gerber ist der Inbegriff des erfolgreichen Unternehmen eines, das uns schon weiter oben als Buhmann unterkam und dessen Ehre nun Gerber wiederherzustellen versucht: McDonald's.

Nun, von außen betrachtet, verstehe ich, wie man McDonald's kritisieren kann. Man könnte sagen, daß die Leute kein Fleisch essen sollten. Man könnte sagen, daß die Hamburger fetter oder weniger fett sein sollten oder dieses oder jenes. Was man jedoch nicht sagen kann – was man niemals sagen kann – ist, daß McDonald's sein Versprechen nicht hält. Denn das tut es. Besser als jedes andere Unternehmen in der Welt, hält McDonald's, die Liebe von Ray Krocs Leben, noch immer sein Versprechen. Es bietet genau das, was wir gewohnt sind, von ihm jedes einzelne Mal zu erwarten. Deshalb betrachte ich McDonald's als ein Modell für jedes Unternehmen. Denn es leistet mehr in seinen 28.000 Lokalen als die meisten von uns in einem einzigen könnten. Und für mich ist das die Essenz von Integrität. Es geht darum, zu tun, was man verspricht, und, wenn man es nicht kann, es zu lernen. Wenn das der Maßstab eines wunderbaren Unternehmens ist, und das glaube ich, dann gibt es kein wunderbareres Unternehmen als McDonald's. Wer von

uns Kleinunternehmern kann behaupten, die Dinge genauso gut zu machen?

In der Tat versteht es McDonald's in außergewöhnlicher Weise, Komplexität zu reduzieren. Die Sprache von McDonald's ist universell und sehr leicht verständlich. Es handelt sich um ein Esperanto des Essens, freilich um den Preis der größeren Künstlichkeit. Am Ende einer solchen Entwicklung steht allerdings auch die groteske Kunstsprache geplanten Lallens, die Borges in den letzten Scholien betrachtete.

Doch für Gerber geht es hier nicht um die Vorzüge und Nachteile des Speisenangebots, sondern um eine spezifische Art, ein Unternehmen aufzubauen. Es handelt sich um das Franchise-Format. Er gibt den Rat, jedes Unternehmen so aufzubauen, sich potentiell als Franchise-Kette zu eignen, auch wenn man eine solche gar nicht begründen möchte. Während die überwiegende Mehrheit der Unternehmensgründungen in relativ kurzer Zeit scheitert, sind 95 Prozent (!) der Franchise-

nehmer erfolgreich. Eine Franchise zeichnet sich dadurch aus, daß eine enorme Strukturiertheit vorliegt.

So betrachtet, könnte das Überhandnehmen der Ketten nicht bloß eine Folge der Rahmenbedingungen sein, die Großunternehmen begünstigen. Die Präferenzen der Konsumenten könnten eine Sehnsucht nach Konsistenz und Integrität ausdrücken. In einer Welt, die von Kakophonie geprägt ist, strahlen Ketten eine erkennbare Klarheit und Geradlinigkeit auf. Sie sprechen zumindest *eine* Sprache. Gerber deutet diese menschlichen Sehnsüchte mit leicht übertriebenem Pathos:

Etwas fehlt in den meisten unserer Leben. Teil dessen, was fehlt, ist Sinn. Werte. Sinnvolle Maßstäbe, an denen wir unsere Leben messen können. Teil dessen, was fehlt, ist ein Spiel, das es wert ist, gespielt zu werden. Was ebenfalls fehlt, ist ein Gefühl von Gemeinschaft. [...] Was die meisten Menschen brauchen, ist daher ein Ort der Gemeinschaft, der Sinn und Ordnung bietet. [...] Ein Ort, an dem das im Allgemeinen ungeordnete Denken, das unsere Kultur durchzieht, organisiert und klar auf ein spezifisches sinnvolles Resultat fokussiert wird. Ein Ort, an dem Diszip-

lin und Wille als das geschätzt werden, was sie sind: Die Grundlage des Unternehmertums und Handelns, um absichtlich und nicht bloß zufällig das zu sein, was man ist. Ein Ort, der das Zuhause ersetzt, das die meisten von uns verloren haben. Das ist es, was ein Unternehmen leisten kann; es kann ein Spiel schaffen, das es wert ist, gespielt zu werden. Es kann dieser Ort von Gemeinschaft werden.

Zünftiges

Auch wenn Gerber etwas dick aufträgt, faßt er doch ein wenig zusammen, was mich in diesem Jahr in den Scholien beschäftigte. Die Dichte an Stichwörtern, die auch ich wählte, ist ein bemerkenswerter Zufall. Zumal ich Gerber mit viel Skepsis las. Das Unternehmen als Handbuch für ersetzbare Ausführungsorgane behagt meiner romantischen Ader gar nicht. Der Kern Wahrheit, der darin steckt, ist allerdings wesentlich. Am besten verständlich wird er, wenn wir uns wieder den Bauten widmen und uns an die Inhalte der letzten Scholien erinnern. Für Gerber entwirft der ideale Unternehmer eine Mustersprache (*Pattern Language*), ist

also ein Metaarchitekt, der erst auf dieser Grundlage Baumeister und Maurer sein kann. Der sprach-lose Maurer würde orientierungslos mit seiner Kelle herum-
lallen, der sprach-lose Baumeister ständig panisch inkonsistente Anweisungen brüllen. Die „Sprache“ in diesem Sinne ist der Code des unternehmerischen Ausdrucks. Es ist die Antwort auf die Fragen: Was mache ich da eigentlich und wie mache ich es? Gerber führt als weiteres Beispiel für ein erfolgreiches Unternehmen IBM an. Der Unternehmensgründer Tom Watson hatte eine sehr klare Vorstellung davon, wie sein Unternehmen eines Tages aussehen sollte. Auf der Grundlage dieser Vision stellte er sich die Frage: Wie würden in einem solchen Unternehmen (dem Erfolgsmodell aus seinen Träumen) die Dinge ablaufen? Er schloß: Der einzige Weg, diese Vision zu erfüllen, ist, schon heute so zu handeln, als wäre sie schon wahr. Um ein großes, erfolgreiches Unternehmen zu werden, mußte IBM von Anfang an wie ein großes, erfolgreiches Unternehmen

aufzutreten, sich benehmen und anfühlen. Das erinnert an manch Empfehlung aus den Scholien 08/09.

Die Kunstsprachen der Großkonzerne und Franchise-Ketten behagen mir jedoch nicht sonderlich. Ich halte sie ebenso für Scheingüter: scheinbar taugliche Antworten auf vermeintliche Fragen. Gerbers Empfehlung, jede Unternehmung skalierbar zu machen, folgt zweifellos den strukturellen Bedingungen der Gegenwart. Abgesehen davon, daß mir die Vermassung als Folge und Ursache der Skalierung nicht zusagt, wie ich immer wieder in den Scholien durchklingen lasse, ist auch Zweifel angebracht, ob es sich tatsächlich um die einzig sinnvolle Strategie für den einzelnen Unternehmer handelt. Wir müssen hier aufpassen, nicht bloß den Einzelfall des großen Erfolges zu betrachten. Es gibt kein Unternehmertum ohne Scheitern. Die Frage ist also so zu stellen: Ist die Skalierung eine Strategie, die häufiger zu Erfolg und seltener zum Scheitern führt als das unskalierbare und unskalierte Unternehmertum desjenigen, der Einzigartiges schafft? Nassim Taleb, auf

den wir noch zu sprechen kommen werden, ist davon überzeugt, daß die Skalierung so betrachtet gar nicht so gut abschneidet:

Wenn ich selbst einen Rat geben müßte, würde ich empfehlen, einen Beruf zu wählen, der nicht skalierbar ist! Ein skalierbarer Beruf ist nur gut, wenn man erfolgreich ist; in solchen Berufen ist der Wettbewerbsdruck größer, schaffen monströse Ungleichheiten und sind viel zufälliger, mit großen Spannen zwischen Leistung und Lohn – einige wenige können einen großen Teil des Kuchen nehmen, während andere gar nichts abgekommen, ohne einen Fehler gemacht zu haben. [...] Diese Berufe produzieren einen großen Friedhof: Das Heer hungernder Schauspieler ist größer als jenes hungernder Buchhalter, selbst wenn man annimmt, daß beide im Durchschnitt ein gleich hohes Einkommen erzielen.⁴⁴

Der Unternehmer, der mir mehr behagt als der Kettenbetreiber, ist der sprach-kundige *Tekton*, der eine gelebte Sprache am Leben hält und durch sein Handeln spontan weiterentwickelt. Sprache ist jedoch stets ein geteiltes Vergnügen. Ein Unternehmen nach dem

Franchise-Format, das nur einen einzigen Mitarbeiter hätte, würde ja auch einen etwas neurotischen Eindruck machen.

Diesen Kontext einer geteilten Wirtschaftssprache für spezifische Professionen scheint einst die Institution der Zunft geboten zu haben. Sie unterscheidet sich vom Unternehmen durch die größere Selbständigkeit ihrer Mitglieder. Sie ähnelt dem Unternehmen hingegen hinsichtlich des Teilens von Wissen, eines Selbstverständnisses und der Koordination von Einkauf und Verkauf.

Die betrachteten Biobauern scheinen einer solchen Wirtschaftsform zu folgen: Selbständige, die auf der Grundlage eines gemeinsam entwickelten und geteilten Wissens agieren, mit einem gemeinsamen Selbstverständnis, das nicht in Plena zwangsabgestimmt wird, sondern gelebt wird und sich so spontan entwickelt. Michael Pollan beschreibt, wie die Pioniere der Bio-Landwirtschaft in den USA durch bestimmte Zeitschriften ihr Wissen teilten. Einigend in einer Zeit der

Polarisierung war dabei der Gedanke, etwas Wegweisendes und Wichtiges zu tun, das sich von der Masse abhebt.

Ein großer Hinderungsgrund für eine solche Form des Wirtschaftens, die die positiven Seiten der Kooperation ohne ihre negativen Seiten ermöglicht, ist das Patentunwesen. Darum kämpfen auch die erwähnten Verbände für die Sortenvielfalt allerorts gegen die Patentierung von Samen an; hierbei ist leider nicht ganz zu Unrecht (aber doch etwas irreführend) von einer drohenden „Privatisierung“ des Saatguts die Rede. Tatsächlich geht es um staatliche Privilegien, die den Forschungsaufwand von Großunternehmen lohnen sollen, die unzählige Sorten erkunden, um dann wenige davon für die Massenproduktion auszuwählen.

Ingeborg Knaipp weist mich darauf hin, daß das Problem beim forcierten Anbau nur weniger patentierter Sorten von Saatgut in einer Verarmung des Genpools liegt, sodaß bei Krankheiten, etwa durch mutierte Erreger, sämtliche Exemplare absterben und man kein gene-

tisches Material zur Einkreuzung mehr hat. Beim Befall europäischer Weinreben durch die Reblaus im 19. Jahrhundert mußten sämtliche Rebsorten mit einer Rebe aus den USA gekreuzt, also neu gezüchtet werden, sonst wäre der europäische Weinbau zum Erliegen gekommen. Außerdem sind die patentierten Sorten Hybride, das heißt, die nächste Generation weist einen geringen Ertrag auf, und der Bauer muß das Saatgut daher jedes Jahr neu erwerben.

Nicht skalierbare Erwerbsformen weisen, was logisch ist, eine durchschnittlich geringere Unternehmensgröße auf. Je geringer die durchschnittliche Unternehmensgröße, desto größer ist – ebenso logisch – die Zahl der Selbständigen. Wie schon in Scholien 07/09 geschildert, erkennt dieser reale Selbständige oft ernüchtert, daß er selbst und ständig arbeiten muß. Eine Alternative zur Massenvirtschaft mit dem Heer von Angestellten, die jederzeit zu einem bedrohlichen Heer von Arbeitslosen werden können, wenn die Geldscheine für die produzierten Scheingüter ihren letzten Anschein

verlieren, muß den Selbständigen aus seiner Einsamkeit befreien. Darum halte ich es für gewinnbringend, über losere Formen der Koordination von Selbständigen nachzudenken, die einen guten Kompromiß zwischen einer geteilten Sprache und dem persönlichen Ausdruck bieten.

Eine solche Form der Kooperation, die ein Mittelding zwischen Unternehmen, Zunft und Kooperative sein könnte, erfordert viel Vertrauen. Obwohl so oft die Rede davon ist, daß unser Geld auf Vertrauen beruhen würde, endet das Vertrauen bezeichnenderweise meist dort, wo es ums Geld geht. Ich habe schon in den Scholien 01/10 lose assoziierte Technikernetzwerke wie jenes rund um das *MAKE Magazine* in den USA angesprochen. Es ist wunderbar, wie freizügig dort Menschen ihr technisches Wissen miteinander teilen. Darum ist die Skepsis gegenüber der Geldwirtschaft schon verständlich, die zu solidarökonomischen Sehnsüchten verleitet. Dabei wird aber übersehen, wie stark das heu-

tige Wirtschaften von ideologischen Besserwissern bereits auf eine Krüppelform beschränkt wurde.

Studentische Mitbestimmung

Nachdem bei uns im Institut für Wertewirtschaft der Koordinationsbedarf einer wachsenden Wirkgemeinschaft schon manchen etwas zu viel wurde, lockerten wir unseren Verband auch ein wenig in Richtung des Vorbilds einer Zunft. Das hat den Vorteil, auch den Mangel an klarer Programmatik (d.h. Gleichschaltung) zu entschuldigen, der uns manchmal vorgehalten wird. Schließlich war die historische Universität nichts anderes als eine Gelehrtenzunft, wie ich sie bereits in den Scholien 07/09 näher beschrieben habe. In der Theologischen Realenzyklopädie ist dies so zusammengefaßt:

Durch ihren Ursprung als Personenverband bedingt, verfügte die Universität zunächst über kein Grundeigentum; die Lehrveranstaltungen fanden in von den Magistern gemieteten oder gekauften Privathäusern und in kirchlichen Gebäuden statt. Die Gründungsuniversitäten wurden häufig bei Stiftung oder kurz danach mit Häusern ausgestattet.

Ökonomisch waren die Universitäten autark. [...] Das Vermögen der Universität setzte sich zusammen aus Stiftungen von Privatpersonen, fürstlichen Schenkungen und Zuwendungen. Immatrikulations- und Examensgebühren stellten weitere Finanzquellen dar.⁴⁵

In Bologna hingegen, dem Urtyp einer Studentenuniversität, taten sich die Studenten zusammen und stellten auf ein Jahr einen Lehrer an; die Rechtsform dafür war die einer Partnerschaft (*societas*) zwischen Professor und Studenten. Es ist interessant, daß heutige Unternehmen dieser Rechtsform folgen. Dies stellt die Dinge ein wenig auf den Kopf. Ich weiß nicht, ob es tatsächlich prototypisch ist, aber es wäre doch eine interessante Fährte: eine dauerhafte Bindung zwischen Kunden und Produzenten und ein loser, kollegiales Verhältnis zwischen den Produzenten selbst anstelle der dauerhaften Bindung von Produzenten und der losen, fluktuierenden Kundenbeziehung.

Harold Berman schildert in seinem epochalen Werk zur Rechtsgeschichte, das ich schon öfters zitiert habe, die

Verhältnisse zwischen Professoren und Studenten an einer historischen Universität:

Die Professoren bildeten eine eigene Vereinigung, das Kollegium der Lehrer, mit dem Recht, die Doktoranden zuzulassen – und Prüfungsgebühren zu erheben. Da der Doktorgrad faktisch die Zulassung zum Lehrerberuf war, konnten die Professoren den Zugang zu ihrer eigenen Zunft bestimmen, doch das war schon beinahe alles. Hatten die Studenten den Eindruck, daß ein Professor seinen Lehrverpflichtungen nicht nachkam, so boykottierten sie ihn und verweigerten ihm die Bezahlung. Und wenn eine Vorlesung nicht pünktlich mit dem Glockenschlag begann oder früher endete, oder wenn am Ende der Vorlesungszeit der Lehrstoff nicht abgehandelt war, wurde der Professor von der Studentenvereinigung finanziell zu Rechenschaft gezogen. Die Verwaltungsspitze der Studentenuniversität war ein Generalrat, in den jede „Nation“ zwei Vertreter wählte. Der Generalrat wählte den Rektor, für den jede Nation einen Kandidatenaufstellen konnte. Der Rektor mußte mindestens 24 Jahre alt sein und fünf Jahre am Ort wohnen. Der Grad des baccalaureus wurde vom Rektor verliehen. Dieser ernannte auch einen Studentenausschuß mit dem Namen

„Professorenanzeiger“, der Unregelmäßigkeiten bei den Professoren anzuzeigen hatte. [...] Die Studenten – entweder Söhne reicher Familien oder Stipendiaten (gewöhnlich von Klöstern) – brachten der Stadt große Einnahmen. Waren sie unzufrieden, so konnten sie leicht wegziehen und die Professoren mitnehmen. Da die Schlaf-, Eß- und Vorlesungsräume der Stadt oder örtlichen Unternehmern und nicht den Studenten gehörten, konnte ein Weggang der Studenten eine ernste Wirtschaftskrise auslösen. In späteren Zeiten wurden allmählich die Professoren von der Stadt bezahlt und mußten sich eidlich verpflichten, nicht wegzuziehen. Diese Entwicklung führte zu einem empfindlichen Schwund des studentischen Einflusses auf die Universität.⁴⁶

Die derzeitigen Studenten wollen den Eindruck vermitteln, daß sie um diesen verlorenen Einfluß kämpfen. Doch treibt sie bloß die Sehnsucht nach Mitbestimmung ohne Verantwortung. In einer wahren Studentenuniversität übernehmen die Studenten das Risiko der Finanzierung ihrer Lehrgemeinschaft – eine Art Kooperative. Die Lebensmittelkooperativen unserer Tage bemühen sich darum, höherqualitative Nahrung günsti-

ger direkt von selbstgewählten, persönlich bekannten Produzenten zu beziehen, weil sie den bestehenden Angeboten nicht mehr trauen. Eine Studierkooperative ließe sich ja ganz ähnlich angehen. Da sich Lehren und Lernen jedoch analoger zu einander verhalten als Anbauen und Aufessen, würde eine solche Kooperative wohl auch die Lehrenden im Rahmen einer *societas* miteinbeziehen. Hier würde allerdings deutlich, daß der egalitäre Grundzug nicht gut mit dem Zweck harmoniert. Aufgaben lassen sich in einem Plenum zuteilen, Wissen schaffen und vermitteln läßt sich so hingegen kaum.

Der Mathematiker Klaus W. Roggenkamp stellt in einer Abrechnung mit dem heutigen Universitätssystem die Folgen dieses Versuchs dar, Einfluß ohne Verantwortung zu erlangen:

Die sogenannte Demokratisierung der Universitäten führte zur verkrüppelnden Herrschaft der Komitees, die viel Zeit stehlen, die sonst für Forschung und Lehre aufgewandt werden könnte. Diese Herrschaft der Verwaltung hat den

Typus des „Komitee-Professors“ geschaffen, der ein Mitglied fast jedes Komitees ist, Einführungskurse unterrichtet und nur ein wenig schwache Forschungsarbeit leistet. Doch das ist der Professor, den unsere Politiker zu mögen scheinen und den sie befördern:

- Da er in der Forschung schwach ist, hat er kein starkes wissenschaftliches Rückgrat.
- Da er ein Komitee-Professor ist, hängt er von der Wiederwahl ab. Daher hat er keine starken Überzeugungen; er vertritt die Meinung des mehrheitstauglichen Mittelmaßes.
- Da er wahrscheinlich politische Ambitionen hat, ist sein Geist offen für die Ansichten der Minister und höheren Behördenvertreter und weniger für wissenschaftliche Argumente.⁴⁷

Scheine

Roggenkamp, der in oben zitiertem Text das Ende der Humboldtschen Universität beklagt, gehört auch zu den wenigen, die aussprechen, daß es nicht zu wenige, sondern zu viele „Studenten“ gibt. Die meisten würden die Universität besuchen, weil sie einen besseren Job erhof-

fen oder das Prestige des Akademikers erstreben. Die wenigsten seien mit Herz und Hirn Wissenschaftler. Freilich grenzt es schon langsam an eine Illusion, sich durch ein Universitätsdiplom bessere Jobchancen zu erwarten, unabhängig davon, welches Studium man mit welchem Talent und Interesse „abschließt“. Diese „Abschlüsse“ entsprechen heute einer Sammelmappe von Scheinen – und dieses Wort wiederum ist von ernüchternder Ehrlichkeit. Ganz ähnlich wie die Scheingüter unserer Zeit, könnten die Scheine der Universitäten bloße Anscheine von Bildung sein. Thomas H. Benton, ein unter Pseudonym schreibender Englischprofessor, warnte letztes Jahr in einem vielbeachteten Artikel Doktoratsstudenten in den USA, nicht auf eine Inflation solcher Scheine hereinzufallen:

In dieser Ära der Diplominflation (und Empfehlungsschreibeninflation) gibt es ein nahezu unerschöpfliches Angebot an Studenten mit perfekten Diplomen und salbungsvollen Empfehlungsschreiben. Die Realität ist jedoch, daß weniger als die Hälfte aller Doktoranden – nach durchschnittlich fast einem Jahrzehnt der Vorbereitung – jemals eine akade-

mische Position erlangen werden. [...] Ich habe festgestellt, daß Doktoranden der Geisteswissenschaften ohne relevante Berufserfahrung oder technische Fertigkeiten im Allgemeinen [...] einen deutlichen Wettbewerbsnachteil gegenüber Bewerbern mit Berufsausbildung haben. Wenn man diesen Weg geht, fängt man in seinen 30ern ganz unten an, ein Jahrzehnt nach den Gleichaltrigen, ohne Ersparnisse (und womöglich noch mit großen Schulden). Was kaum ein Student versteht, ist das Ausmaß, in dem ein geisteswissenschaftliches Doktoratsstudium idealistische, naive und psychologisch verwundbare Leute in eine Profession mit strengen Wertvorstellungen sozialisiert. Es lehrt sie, daß das außer-akademische Leben gleichbedeutend mit Scheitern ist, was die große Zahl an Studienabgängern erklärt, die jahrzehntelang als [unterbezahlte] Assistenten arbeiten, nur damit sie an der akademischen Peripherie verbleiben dürfen.⁴⁸

Gerade geisteswissenschaftliche Professoren würden ihren Studenten den falschen Eindruck vermitteln: *You're too smart to go into business* – du bist zu klug für die Wirtschaft. Doch auch in „der Wirtschaft“ ist eine Inflation von Titeln festzustellen. Diese papiernen

Schweinwerte finden sich auf Visitenkarten. Einst diente eine Visitenkarte dazu, jemanden in das eigene Haus einzuladen und wurde entsprechend selektiv verwendet. Heute handelt es sich um die Währung des *Networking*, das ich in Scholien 02/10 kritisch betrachtete. Hier einige interessante Zahlen: Die Zahl der „Vizepräsidenten“ im virtuellen Netzwerk *LinkedIn*, dem *facebook* für Geschäftsleute, wuchs zwischen 2005 und 2009 um 426 Prozent schneller als die Mitgliederzahl, die Inflationsraten für „Präsidenten“ und „Chefs“ lagen bei jeweils 312 und 275 Prozent.⁴⁹

Gegen die akademische Inflation werden oft Eliteuniversitäten erwogen, die als Maßstäbe dienen sollen. Ich vermute, daß es sich eher um Feigenblätter der gescheiterten Bildungspolitik handeln soll. Die deutsche Vorzeigeuniversität Witten-Herdecke ist mir jedenfalls so wie ähnliche Projekte in Österreich nicht ganz geheuer, weil ich weiß, welche riesigen Hindernissen ansonsten alternativen (Hoch-)Schulen in den Weg gelegt werden. Auch wenn mir jede Sippenhaftung zuwider ist, ist

es doch interessant, daß der Gründer von Witten-Herdecke der Bruder von Otto Schily ist – ein weiterer Politiker der Realo-Fraktion, wie der in den Scholien 04/10 portraitierte Joschka Fischer. Realos sind in aller Regel zu Neokonservativen mutierte Trotzkiten, etwas, das dem Ideenhistoriker niemals ganz geheuer sein kann. Kürzlich wohnte ich im intimen Rahmen des Salons meines Freundes Rainer Ernst Schütz den Ausführungen von Alexander van der Bellen bei, der österreichischen Ausführung des Realo-Grünen. So wie Fischer überrascht er durch seine Nüchternheit und (trügerische?) Offenheit. Ohne mit der Wimper zu zucken, gab er zu, er habe einen „technokratisch-elitären Zugang“ zur Politik. Er interessiere sich ganz generell nur für technisch-pragmatische Fragen auf der Grundlage des Status-quo. Etwas baff war ich, als er Brüssel als das „neue Rom“ bezeichnete. Aus Gründen nüchterner Effizienz sei er ein Zentralist. Das neue Rom brauche ein eigenes Militär unter der Führung eines Militärministers, um die Vereinigten Staaten von

Europa zu verwirklichen. Interessanter und aufschlußreicher als eine Debatte dieser Positionen ist wiederum der Vergleich derselben mit den ursprünglichen Ansichten der „grünen Bewegung“.

Ideenelite

Zurück zur Eliteuniversität: In einem begeisterten Artikel in der Zeitschrift *FastCompany* schilderte Anya Kamenetz die mögliche Zukunft der schönen, neuen Universität, die an die Stelle der alten treten soll, wenn diese vollends abgeschrieben werden muß:

Wenn man heute eine Eliteuniversität gründen wollte, wie würde sie aussehen? Man würde damit beginnen, die besten Köpfe aus aller Welt und aus jeder Fachrichtung zu sammeln. Da wir in einem Zeitalter des Überflusses, nicht des Mangels an Information leben, würde man die Vorlesungen sorgfältig auswählen und sich auf das Neue und Originelle konzentrieren anstatt einen Kurs über jedes erdenkliche Thema anzubieten. Man würde ein nachhaltiges wirtschaftliches Modell aufbauen, indem man sich auf die technische anstatt die physische Infrastruktur konzentriert und indem

man Wohlhabendere dazu bringt, für besondere Erlebnisse zu bezahlen. Man würde auch ein stabiles Netzwerk aufbauen, damit Menschen auf Ressourcen zugreifen können, wo und wann immer sie möchten, und man gäbe ihnen die Werkzeuge, auch außerhalb des Vorlesungssaales zusammenzuarbeiten. Warum nicht die jahrtausendealte Mission der Universität dadurch erfüllen, Ideen so frei und so weit wie möglich zu teilen?⁵⁰

Diese neue Eliteuniversität gäbe es der Autorin zufolge bereits: TED. Dabei handelt es sich um ein 1984 von Richard Saul Wurman gegründetes Veranstaltungsformat für *Networking-Parties* für *Yuppies* im *Silicon Valley*. TED steht für *Technology, Entertainment, Design* – die Lieblingsbeschäftigungen der Zielgruppe: Technik, Unterhaltung – und der letzte Begriff kann nicht übersetzt werden; ich habe ihn in den Scholien 07/09 und 05/10 etwas angerissen. „Ricky“ Wurman gibt an, er habe das Ziel gehabt, „die weltbeste Dinner-Party steigen zu lassen“. Kamenetz preist die Kombination „radikaler Offenheit“ mit der „Macht von Ideen, die Welt zu verändern“ und sieht „das neue Harvard“ entstehen.

Für „radikale Offenheit“ wird die *Dinner-Party*, zu der die Eintrittskarte 6,000 US\$ und aufwärts kostet, freilich erst gelobt, seit Chris Anderson das Format gekauft hat und ausgewählte Vorträge online für jedermann zur Verfügung stellt. Die Popularität dieser Vorträge ist beeindruckend. Der Erfolg der Veranstaltung liegt im Wesentlichen an den klugen, strengen Vorgaben des Begründers, die wenig mit „Offenheit“ zu tun haben: 1. Keine Parallelvorträge, nur ein festes Programm ohne jede Auswahl:

Man glaubt, daß die Menschen Auswahl wollen, aber wenn sie in der Pause plaudern, stellen sie fest, daß sie keine gemeinsamen Erinnerungen haben und womöglich in den falschen Vortrag gegangen sind.

2. Keine Publikumsfragen:

Von den ersten zwanzig Fragen, die man bekommt, sind neunzehn entweder Koreferate oder dumm.

3. Maximale Redezeit: 18 Minuten. Wurman ist Jude, und diese Zahl steht im Judentum für „Leben“ – was zu

diesbezüglichen Interpretationen geführt hat. Er selbst sieht das pragmatischer:

Es ist zu einer mystischen Zahl geworden, ist aber verflucht nochmal nicht mystisch. Fünfzehn Minuten wäre trivial, zu kurz. Wenn man zwanzig sagt, würden die Leute 25 Minuten reden; 19 erscheint pervers, 17 ist eine Primzahl, daher entschied ich mich für 18.

Die Parallelen zwischen TED und dem Chautauqua-Phänomen, das ich in den Scholien 04/10 beschrieb, sind frappierend. Der neue TED-Chef Anderson entstammt einer klassischen Chautauqua-Familie: Protestantische Missionare, die in Pakistan an einer besseren Welt werkten. Freilich soll auch dieser Hinweis keine Sippenhaftung implizieren und nicht etwas krampfhaft in die Dinge hineinlesen – so wie die beliebte mystische Zahlendeutung. Interessant sind für mich in erster Linie die ideengeschichtlichen Bezüge. So überrascht es dann auch nicht mehr allzu sehr, daß *An Inconvenient Truth* von Al Gore den ersten *Drive* zum *Hype* bei TED erhielt.

Eine der wenigen kritischen Stimmen zum TED-Phänomen stammt vom oben zitierten Nassim Taleb. Der Bestsellerautor war als einer der Redner eingeladen, doch sein Vortrag wurde nie online gestellt. Er hatte über die Zerbrechlichkeit des Finanzsystems gesprochen. Er nennt TED

eine Ungeheuerlichkeit, die Wissenschaftler und Denker zu primitiven Unterhaltern macht, so wie Zirkusartisten.⁵¹

Nun ist es grundsätzlich schon eine beachtliche Leistung, aus wissenschaftlichen Vorträgen *Youtube*-taugliche, professionelle Videos zu machen. Dazu trainiert das TED-Unternehmen offenbar vorher die Vortragenden und belebt so tatsächlich die insbesondere in Europa weitgehend verkommene Kunst der Rhetorik. Kann man ernsthaft etwas dagegen haben, wenn die vernetzten Massen Vorträge ansehen anstelle des grotesken Mülls, der auf *Youtube* sonst in den Listen der populärsten Videos obenauf schwimmt?

Experten

Das Problem fängt dort an, wo wir es mit einem *Hype* zu tun haben – wo das Hochskalierte anderes verdrängt, nicht weil es notwendigerweise besser ist, sondern aus der inneren Dynamik der Skalierung heraus. Dann wird das für spezifische, enge Zwecke taugliche Mittel zum Selbstzweck. Plötzlich hält man es gar für möglich, daß das *Online*-Video und das hippe *Event* an die Stelle der Universität treten. Wir könnten es wiederum mit mehr Schein als Sein zu tun haben: wenn der große Redner nicht mehr nur als großer Redner wahrgenommen wird. Die TED-Videos treten nicht an, Beispiele gelungener Rhetorik in die Wohnzimmer zu bringen, sondern jene Wissenschaft, die endlich die ersehnte bessere Welt hervorbringen soll. Wir sind wieder bei der drohenden Hybris des Experten, die in den Scholien 07/09 Thema war. Taleb warnt in seinem Buch, das ebenfalls zum *Hype* wurde, daß viele Experten, die von sich glauben, Experten zu sein, gar keine sind:

Gemessen an ihrer Erfolgsquote wissen sie nicht mehr über ihren Fachbereich als die Durchschnittsbevölkerung, aber sie sind viel besser dabei, ihr Nichtwissen in eine Erzählung zu verpacken – oder, schlimmer noch, unsere Wahrnehmung mit komplizierten mathematischen Modellen zu vernebeln. [...] die immer theoretischeren Sprachprobleme haben den größten Teil der modernen Philosophie weitgehend irrelevant für diejenigen gemacht, die herablassend als „breite Öffentlichkeit“ bezeichnet werden. In der Vergangenheit hingen die wenigen Gelehrten, die nicht selbständig waren, von der Unterstützung eines Gönners ab. Heute hängen Akademiker in abstrakten Disziplinen von der Meinung ihrer Kollegen ab, ohne externe *Checks*, mit der gelegentlich pathologischen Folge, daß ihre Forschungen zu einem Wettbewerb entarten, sich gegenseitig zu beeindrucken. Was die Mängel des alten Systems auch gewesen sein mögen, es hat zumindest einen gewissen Standard der Relevanz durchgesetzt.⁵²

Taleb verweist auf die hochinteressanten Untersuchungen von Philip E. Tetlock. Dieser bat 284 Experten um Prognosen aus ihrem jeweiligen Fachbereich. Nun ist es wenig überraschend, daß die meisten falsch lagen.

Überraschend ist, daß die Experten umso weiter daneben lagen, je größer ihre Reputation – sprich ihr medialer Ruhm – war.

Ähnlich ernüchternd ist das Ergebnis einer Studie, die ökonomische Hypothesen überprüfte. In der Sprache moderner Ökonometriker liest sich das Ergebnis so:

We develop an estimator that allows us to calculate an upper bound to the fraction of unrejected null hypotheses tested in economics journal articles that are in fact true. Our point estimate is that none of the unrejected nulls in our sample is true. We reject the hypothesis that more than one-third are true. We consider three explanations for this finding: that all null hypotheses are mere approximations, that data-mining biases reported standard errors downward, and that journals tend to publish papers that fail to reject their null hypotheses only when the null hypotheses are likely to be false. While all these explanations are important, the last seems best able to explain our findings.⁵³

Auf gut Deutsch: Keine in wissenschaftlichen Journalen publizierte Annahme von Ökonomen, die nicht schon im jeweiligen Forschungspapier falsifiziert wurde, ist

wahr; alle sind ohne Ausnahme falsch. Dies läge einerseits am Charakter dieser Annahmen (Nullhypothesen), andererseits an der spezifischen Auswahl von Arbeiten zur Publikation. John P. A. Ioannidis kommt allerdings auch für alle anderen Disziplinen zum selben Schluß: Er argumentiert in ähnlicher Weise, daß die meisten publizierten Forschungsergebnisse statistischer Untersuchungen schon allein aus statistischen Gründen falsch sein müssen.⁵⁴ Da fehlt nicht mehr viel, und man wäre angelangt bei der statistischen Studie, die zeigt, daß alle statistischen Studien aus statistischen Gründen falsch sind. Alle Kreter lügen.

Es ist kein Wunder, daß der notorisch streitbare Taleb von „Wahnsinnigen“ spricht, indem er die Definition von John Locke übernimmt: Ein Wahnsinniger ist jemand, der korrekte Schlüsse aus falschen Annahmen zieht. Konsequenterweise empfiehlt Taleb, den Experten gegenüber skeptisch zu sein:

Mich irritieren am meisten die, die den Bischof angreifen, aber auf den Wertpapieranalysten hereinfallen – jene, die

ihren Skeptizismus gegenüber der Religion aber nicht gegenüber Ökonomen, Sozialwissenschaftlern und schwindelnden Statistikern üben. [...] Diese Leute erklären dir, daß die Religion schrecklich für die Menschheit war, indem sie die Toten der Inquisition und der Religionskriege aufzählen. Aber sie zeigen dir nicht, wie viele Menschen durch Nationalismus, Sozialwissenschaft und Politologie unter Stalin oder im Vietnam Krieg umgebracht wurden. [...] Wir glauben nicht mehr an die päpstliche Unfehlbarkeit, aber wir scheinen an die Unfehlbarkeit der Nobelpreisträger zu glauben.⁵⁵

Das erinnert an eine Warnung von Friedrich A. von Hayek:

Wenn unsere Zivilisation überlebt, was sie nur tun wird, wenn sie sich von diesen Irrtümern lossagt, so werden die Menschen, glaube ich, auf unser Zeitalter als ein Zeitalter des Aberglaubens zurückblicken [...]. Ein Zeitalter des Aberglaubens ist eine Zeit, in der die Leute sich vorstellen, sie wüßten mehr, als sie wissen. [...] Ironischerweise sind diese abergläubischen Vorstellungen eine Auswirkung unseres Erbes aus dem Zeitalter der Vernunft, jenem großen Feind all dessen, was als Aberglaube gilt.⁵⁶

Informationsinflation

Taleb kommt gar zum Schluß, daß das Lesen von Tageszeitungen unser Wissen über die Welt verringert. Seine Begründung ist originell. Als Spekulant habe er gelernt, daß Informationen, die jedermann habe, wertlos sind, denn sie sind schon in den Kursen eingepreist. Er habe deshalb aufgehört, Massenmedien zu konsumieren und in der gesparten Zeit Bücher gelesen. Er rechnet vor, daß eine so gesparte Stunde pro Tag es ermöglicht, mehr als hundert zusätzliche Bücher pro Jahr zu lesen. Der Grund, warum zusätzliche Informationen nicht nur wertlos sind, sondern das Wissen verringern, liegt tiefer:

Zeige zwei Gruppen von Menschen ein Bild eines Hydranten, das verschwommen genug ist, daß sie nichts darauf erkennen können. Für die eine Gruppe erhöhe man die Auflösung langsam, in zehn Schritten. Für die andere Gruppe schneller, in fünf Schritten. Halte an dem Punkt, an dem beiden Gruppen ein identisches Bild gezeigt wird, und laß sie identifizieren, was sie sehen. Die Mitglieder der Gruppe,

die weniger Zwischenschritte sahen, erkennen den Hydranten mit großer Wahrscheinlichkeit viel schneller. Die Moral? Je mehr Information man Menschen gibt, desto mehr Hypothesen werden sie entlang des Weges formulieren und umso schwerer wird ihnen die Aufgabe fallen. Sie sehen Zufallsrauschen und verwechseln es mit Information. [...] Ich habe diesen Effekt auch mittels der Informationsmathematik untersucht: ein je detaillierteres Bild man von der empirischen Realität erhält, desto mehr wird man das Rauschen erkennen (d.h. das Anekdotische) und es mit tatsächlicher Information verwechseln. Erinnern wir uns daran, daß wir uns von Sinneseindrücken leicht in den Bann ziehen lassen. Jede Stunde die Nachrichten im Radio zu hören, ist viel schlimmer als ein wöchentliches Magazin zu lesen, weil die längeren Intervalle es erlauben, die Information ein wenig zu filtern.⁵⁷

Der treue Leser erinnert sich an die diesbezügliche Diskussion in den Scholien 02/09. Das ist auch der Grund, warum „kritische“ Seiten im Internet mehr Verschwörungstheorien beinhalten als es plausibel ist. Wer sein Vertrauen in die Kanäle der Gegenwart verloren hat und nun verzweifelt versucht, den Wettlauf

gegen die Information selbst durchzuhalten, ist schnell überfordert von den „Zeichen der Zeit“. Denn je mehr Information man konsumiert, desto dichter wird das Rauschen und desto mehr Zeichen scheint man zu erkennen. Dies habe ich schon in den Scholien 04/10 angesprochen. Insbesondere aus Zahlenmaterial lässt sich alles mögliche ableiten. Dabei macht es keinen großen Unterschied, ob man Statistik oder Kabbalistik anwendet. Eine alte Orientierungshilfe, um sich vom Rauschen nicht in die Irre führen zu lassen, ist das „Ockhamsche Rasiermesser“. Wilhelm von Ockham hat den Satz formuliert: *Pluralitas non est ponenda sine necessitate*.⁵⁸ Schon Aristoteles hat diese Regel formuliert und wird auch von Ockham dahingehend zitiert: *Frustra fit per plura quod potest fieri par pauciora*.⁵⁹ Es handelt sich um eine Warnung vor der Inflation von Wissen. Auf Deutsch: Meide die Vielzahl, wenn weniger ausreicht. Zwischen zwei gleich plausiblen Thesen, wähle die einfachere. Diese Form von maßvoller Effizienz ist der Natur eingeschrieben. Als Physiker kann

ich nicht aufhören, über das Hamiltonsche Prinzip zu staunen. Es handelt sich um das Prinzip der kleinsten Wirkung. Dessen überirdische Schönheit fand ich am klarsten dargestellt im russischen Standardwerk der Theoretischen Physik von Lew Dawidowitsch Landau und Jewgeni Michailowitsch Lifschitz.⁶⁰

Es ist ein wenig paradox, aber Talebs Bestseller selbst, *The Black Swan*, machte auf mich den ungünstigen Eindruck, daß es sich auch dabei bloß um inflationäre *Hype*-Literatur eines recht eitlen Autors handle, so wie die Machwerke von Malcolm Gladwell, den ich in Scholien 04/10 erwähnte. Gladwell diene übrigens Chris Anderson als Beispiel dafür, wie sich Ideen mas-sentauglich aufbereiten lassen.

Inflationär ist das, was aufgeblasen wird – *out of proportion* heißt es schön auf Englisch. Solche objektiven Proportionen zu erkennen, deren Verletzung entwertet, ist zugleich ein ökonomisches und ästhetisches Problem. Mit meinem Kollegen Gregor Hochreiter staune ich gerade darüber, wie in einer Gesellschaft, in der

Ersparnisse besonders wichtig genommen wurden und der Goldstandard goldene Sicherheit versprach, die Aufblähung von Scheinersparnissen ihren Ausgang nahm. Auch hier liegt der Schluß nahe, daß die Konzentration auf die tauglichen Mittel an die Stelle der Ziele tritt. Ohne sinnvollen Zielbezug fehlt auch die Beschränkung, das Mittel wird hochskaliert. Der Mensch bekommt einen besonders tauglichen, effizienten, neuen Hammer in die Hand und ist so fasziniert von seinem Werkzeug, daß er jedes Problem als Nagel betrachtet. Das hat Menger nicht geahnt: daß Scheingüter nicht bloß durch mangelnde Tauglichkeit, sondern auch durch besonders hohe Tauglichkeiten die Subjekte in ihren Bann ziehen können.

Schluß

Nachdem ich wieder bei den *ends* angelangt bin, den Zwecken, und damit bei den ersten beiden Scholien dieses Jahres, wird es Zeit, zum Ende zu kommen. Der geschätzte Leser erkennt nun die wiederkehrenden

Motive dieses Jahrs, denen ich ganz spontan und ohne Plan folgte (und auf deren Wiederkehren ich diesmal besonders häufig durch Bezüge auf frühere Nummern hinwies). Was nach einem Sammelsurium unterschiedlichster Themen aussah, hängt doch letztlich alles zusammen. Wenn man dieser Fülle an Themen einen Titel geben wollte, könnte man von Wertewirtschaft sprechen. Ich bin selbst überrascht, dem geschätzten Leser also doch nicht etwas deutlich anderes zugemutet zu haben, als er erwarten konnte und durfte. Für das kommende Jahr kann und will ich freilich nichts versprechen. Manches wurde mir klarer in diesem Jahr, manches, das mir zuvor klar erschien, faszinierte durch ungeahnte Widersprüche. Wenn mir der Leser im kommenden Jahr treu bleibt, kann ich doch zumindest eine Sache versprechen: diese freundschaftliche Korrespondenz treu fortzuführen.

Endnoten

¹ Peter Leeson (2009): The Invisible Hook. Princeton: Princeton Univ. Pr. tiny.cc/Leeson

² Carl Menger (1871): Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Wien: Braumüller. PDF-Version auf www.mises.de. S. 4 tiny.cc/Menger1

³ Aristoteles (Hg. Horst Seidel, 1998): De anima, III. Buch, 10. Teil. Meiner. tiny.cc/Aristoteles

⁴ Ludwig von Mises (1933): Grundprobleme der Nationalökonomie. Untersuchungen über Verfahren, Aufgaben und Inhalt der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre. Jena: Gustav Fischer. PDF-Version auf www.mises.de. S. 161f. tiny.cc/Mises

⁵ Ludwig von Mises (2006/1962). The Ultimate Foundation of Economic Science. Indianapolis: Liberty Fund, Inc. S. 41.

tiny.cc/Mises2 Pdf-Ausgabe von 1962: tiny.cc/Mises3

⁶ Friedrich August von Hayek (1979/1959): Missbrauch und Verfall der Vernunft. Salzburg: Verlag Wolfgang Neugebauer. Englisch: 1941-1951. S. 49f. Das folgende Zitat S. 72f. tiny.cc/Hayek

⁷ Inflation: Flucht ins Ackerland. Gomopa.net-Pressemitteilung vom 30. 6. 2010. tiny.cc/Acker

⁸ Mises (2006/1962): Ultimate Foundation. S. 6.

-
- ⁹ Reto U. Schneider: Das Experiment - An der Weinnase herumgeführt, in: NZZ Folio 04/08, Die Sinne. tiny.cc/Schneider
- ¹⁰ Joseph A. Schumpeter: Capitalism, Socialism, and Democracy, S. 190. Ausgabe von 2008: tiny.cc/Schumpeter
- ¹¹ George Barger (1931): Ergot and Ergotism. London: Gurney and Jackson. S. 81f.
- ¹² Bio-Schweine? Nein, danke!, in: Welt-Online, 26.1. 2009. tiny.cc/Schwein
- ¹³ Michael Pollan (2006): The Omnivore's Dilemma. New York: The Penguin Press. S. 1ff. Das folgende Zitat: S. 11. tiny.cc/Pollan1
- ¹⁴ Slow Food: Geschmack hat eine Lobby. Programmatistische Erklärung von Slow Food Deutschland e.V. tiny.cc/Slowfood
- ¹⁵ Pollan (2006): The Omnivore's Dilemma. S. 119.
- ¹⁶ Die Slow-Food-Bewegung in Deutschland: www.slowfood.de. „Konviven“ in Wien: www.slowfood-wien.at
- ¹⁷ Carlo Petrini (2005): Buono, pulito e giusto. Principi di nuova gastronomia. Turin: Einaudi. S. 253. Deutsche Ausgabe von 2007: tiny.cc/Petrini
- ¹⁸ Witold Rybczynski (1990): The Most Beautiful House in the World. New York et al.: Penguin. S. 50. tiny.cc/Witold

-
- ¹⁹ Andrea Heisteringer/Arche Noah (2010): Handbuch Bio-Gemüse. Innsbruck: loewenzahn. S. 43. tiny.cc/Heisteringer
- ²⁰ Die *Arche Noah* in Schiltern: www.arche-noah.at
- ²¹ Stephen Budiansky: Math Lessons for Locavores, in: The New York Times, 19. 8. 2010. tiny.cc/Budiansky
- ²² Elmar Schlich: Ecology of Scale - Ökologie der Betriebsgröße tiny.cc/Schlich
- ²³ Wilhelm Röpke (1979/1942): Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart. Bern: Paul Haupt. S. 325. tiny.cc/Roepke
- ²⁴ Aaron Wildavsky (1995): But Is It True? A Citizen's Guide to Environmental Health and Safety Issues. Cambridge MA: Harvard Univ. Press. S. 407. tiny.cc/Wildavsky
- ²⁵ Pollan (2006): The Omnivore's Dilemma. S. 152.
- ²⁶ Ebd., S. 153, S. 159.
- ²⁷ Verein „Bioparadeis“: www.bioparadeis.org
- ²⁸ tiny.cc/Foodcoopedia
- ²⁹ Tiroler Initiative „Autark werden“: www.autark-werden.at
- ³⁰ Pollan (2006): The Omnivore's Dilemma. S. 240.
- ³¹ Heisteringer (2010): Handbuch Bio-Gemüse, S. 11, S. 46.
- ³² Spanien: Gemüse-Guerilla bepflanzt Großstädte, in: ARD: Weltspiegel vom 26. 9. 2010. tiny.cc/Guerilla

-
- ³³ Rudolf Stumberger: Der utopische Konzern, in: Brand Eins 01/2002. tiny.cc/Stumberger
- ³⁴ „The Take“ (2004): Dokumentarfilm von Avi Lewis und Naomi Klein. www.thetake.org
- ³⁵ Movimiento Nacional de Fabricas Recuperadas: „La Toma“ no refleja la realidad de las fabricas recuperadas en Argentina.” 20. 4. 2004. tiny.cc/Movimiento
- ³⁶ Gaetano Mosca (1950): Die herrschende Klasse. Bern: A. Francke AG. S. 249f. tiny.cc/Mosca
- ³⁷ Dieter Schrage (Solidarische Ökonomie): Kongresskosten. Subventionsstrategien und Vereinsgründung. tiny.cc/Schrage
- ³⁸ Informationsblatt des Tauschsystems. tiny.cc/Tausch
- ³⁹ Ludwig von Mises (1912): Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel. München/Leipzig: Duncker & Humblot. S. 11. Ausgabe von 2004: tiny.cc/Mises4
- ⁴⁰ Paulina Szmydke: Interview mit Swatch-Group-Präsident Nicolas G. Hayek, in: Business Kurier, Donnerstag, 30. Juli 2009, S. 4f.
- ⁴¹ Jörg Guido Hülsmann: “Toward a General Theory of Error Cycles”, in: The Quarterly Journal of Austrian Economics. Vol. 1, no. 4 (Winter 1998): 1-23. S. 1. Die folgenden Zitate: S. 18, S. 8f. tiny.cc/Huelsmann (pdf)

⁴² Scott A. Shane (2008): The Illusions of Entrepreneurship. The Costly Myths That Entrepreneurs, Investors, and Policy Makers Live By. New Haven & London: Yale University Press. S. 105.

tiny.cc/Shane1

⁴³ Michael E. Gerber (1995): The E-Myth Revisited. Why Most Small Businesses Don't Work and What to do About it. New York: HarperCollins Publishers, Inc. S. 17, S. 54. Die folgenden Zitate: S. 88, S. 206f. tiny.cc/Gerber1

⁴⁴ Nassim Nicholas Taleb (2007): The Black Swan. Penguin Books, London., S. 28f, 106. tiny.cc/Taleb

⁴⁵ Claus-Jürgen Thornton et al. (1977): Theologische Realenzyklopädie. Berlin: Walter de Gruyter. Band 35, „Universität“. S. 358.

⁴⁶ Harold J. Berman (1995/1983): Recht und Revolution. Die Bildung der westlichen Rechtstradition. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 206f. tiny.cc/Berman1

⁴⁷ Klaus W. Roggenkamp: The Humboldtian Ideals And Today's Universities. 21st of May 2001, extended version of a talk given at the "XII International Symposium on Mathematical Methods Applied to the Sciences" in Liberia, Costa Rica on January 11-14, 2000.

tiny.cc/Roggenkamp (pdf)

-
- ⁴⁸ Thomas H. Benton: Graduate School in the Humanities: Just Don't Go, in: The Chronicle of Higher Education, 30.1. 2009.
tiny.cc/Benton
- ⁴⁹ „Schumpeter“: Too many chiefs, in: The Economist, 24. 6. 2010.
tiny.cc/Chiefs
- ⁵⁰ Anya Kamenetz: How TED Connects the Idea-Hungry Elite. 1. 9. 2010. tiny.cc/Kamenetz
- ⁵¹ Taleb (2007): The Black Swan. Vorwort.
- ⁵² Ebd., S. xx, xxvi f.
- ⁵³ J. Bradford De Long und Kevin Lang: Are All Economic Hypotheses False?, in: Journal of Political Economy, 1992, vol. 100, no. 6.
tiny.cc/Delong Volltext: tiny.cc/Delong1 (pdf)
- ⁵⁴ John P. A. Ioannidis: Why Most Published Research Findings Are False, in: PLoS Med. 2005 August; 2(8). tiny.cc/Ioannidis1
- ⁵⁵ Taleb (2007): The Black Swan. S. 291.
- ⁵⁶ Friedrich August von Hayek (2003/1878): Recht, Gesetzgebung und Freiheit. Band 3: Die Verfassung einer Gesellschaft freier Menschen. Eine neue Darstellung der liberalen Prinzipien der Gerechtigkeit und der politischen Ökonomie. Landsberg am Lech: verlag moderne industrie. S. 483.
- ⁵⁷ Taleb (2007): The Black Swan. S. 144.

⁵⁸ Wilhelm von Ockham: Quaestiones et decisiones in quatuor libros Sententiarum cum centilogio theologico, II. Buch, (1319)

⁵⁹ Ders.: Summa totius logicae, I, 12 (1323)

⁶⁰ Lew D. Landau/Ewgeni M. Lifschitz (1997): Lehrbuch der theoretischen Physik Bd.1. Harri Deutsch Verlag. tiny.cc/Landau1